Beleg-Exemplar

Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 14/15 | 5. April 1923 | 37. Jahrgang

Inhalt: Daß euer Wahn, Völker Europas, reife … — Gott und die Macht — Protestantische Romantik und katholischer Realismus im Gottesdienst — Von der Kirchenversammlung und Kirchenverfassung in Hessen-Cassel — Die Religionsphilosophie eines Juristen (Radbruch) — Das Scherflein der Witwe und seine indische Parallele (Haas) — Zu dem Artikel „Auferstehungsglaube" in voriger Nummer — Vom Evangelisch-sozialen Kongreß — Fort mit der Kanzel — Otto Ubbelohde — Verschiedenes: Kleine Mitteilungen — Wöchentliche Chronik — Anzeigen

Daß euer Wahn, Völker Europas, reife,
Aus den Säften des Bösen die Frucht, indes
Wartend des Schicksals wir, des grausen Geschehens,
Fromm sind, zu tragen …: Gutes ist Urelement. Nicht mehr
Wird keimen der Zwietracht
Samen in leidvollen Seelen, geläuterten, aus der Not
Göttlicher Tiefe zu aller Güte bereit …
O, in den weltdunklen Tagen, erhellt
Nur vom Widerschein brennender Städte, erschreckt
Vom Geschrei kämpfender Zwietracht — allein
Tief in der Not dies ist mir tröstend: Erde
Du, Mutter, einzig im Wanken der Zeiten
Bleibend Getreue: o, daß ich singe
Unter den Speeren der Feinde freudig dein Lied:
Gewährende allem Lebendigen Nahrung, Kleidung und Wohnung: Immer
In den Jahrtausenden, du
Bewahrend unendliche Kraft: Rauschen die Wälder, und
Über die Wiesen und Felder .. aus der ruhenden Wolke
Gießt der befruchtende Regen … Millionen Keime,
O Sonne, immer sich recken zu dir … Es ist genug
Zu leben für Alle. Einst
Vom Wahn erlöst wird friedliches Wohnen der Menschen,
Friedlicher Völker Gemeinsamkeit unter des Himmels unendlicher Wölbung
(O, nachts wenn die Sterne glühen) glückselig sein …
Und Leid
Immer wird reifen zur Güte … denn immer
Wird Leid sich erkennen unter unendlichem Himmel —
Nie im Schicksal ist Bosheit das Leid — immer in Güte
Und also gerecht … Immer:
Knospe des Leids, daß sich entschäle
(Einstmals im Tod) Seele zu schönerem Sein, daß ganz
Seele finde sich selbst. — — Völker
Also gefunden im Tiefsten — schon
Keimt in der Weltnacht über den fernen
Bergen das Licht — — Nur
Daß ihr Glauben habt: Weinender Sehnsucht allein,
O dunkelstem Leid
Jahrtausendlich dämmernd kündet
Erster Strahl fern über den Bergen den Tag.

Drevenack bei Wesel — Erich Bockemühl

Gott und die Macht

Ich glaube an Gott, den Allmächtigen. 1. Art.

Ich habe es alles Macht, es frommt aber nicht alles. 1. Kor 6, 12

Ihr wisset, daß die weltlichen Fürsten herrschen und die Mächtigen unter ihnen haben Gewalt. Aber also soll es unter euch nicht sein. Sondern welcher will groß werden unter euch, der soll euer Diener sein, und welcher unter euch will der Vornehmste werden, der soll aller Knecht sein. Mark. 10, 42 f.

Wir lesen soeben in einer Tageszeitung:

Wenn der pazifistische Satz „Die Macht ist böse" wahr wäre, dann würde der ganze Sinn der Natur fallen. Unerklärlich, warum das deutsche Volk eine Abneigung gegen die Macht hat, wird doch schon den Kindern in der Schule gelehrt „Ich glaube an Gott, den allmächtigen." Die Macht ist weder gut noch böse, sie wird es erst durch den Willen, der sie gebraucht. Keine Macht haben, kann Schicksal sein; ohnmächtig sein, ist keine Schande. Ohnmächtig sein und bleiben wollen, das ist Schande!

Die Sätze sind gesagt nicht ohne polemische Beziehung auf uns und das, was wir in der Christlichen Welt immer wieder vertreten haben. Wie schwer muß es doch sein, sich in den einfachsten Dingen zu verstehen. Wie schwer auch unter Christen, die schlichtesten Gedanken des Evangeliums mit vollkommen harmonischem Verständnis aufzunehmen und zu vertreten!

Um so fleißiger sollen wir sein, unnötigen Widerspruch aus dem Wege zu schaffen. Ich könnte, was da gesagt ist, nicht besser sagen. Zwar weiß ich nicht, daß das ein pazifistischer Satz wäre: „Die Macht ist böse." Sollte das einmal so formuliert worden sein, so wird ja wohl der Zusammenhang dem Spruch seine nötigen Grenzen setzen. Auch weiß ich nicht, ob das deutsche Volk eine Abneigung gegen die Macht hat. Was etwa daran richtig ist, bedarf jedenfalls durchaus der näheren Bestimmung. Aber das sind ja Nebensachen, und man darf mit dem Bericht eines Tageblatts nicht zu streng ins Gericht gehen. Aber die Hauptsachen sind gut und klar gesagt. Wie sollten wir andrer Meinung sein? Nur ist natürlich mit solchen Sätzen nicht alles erledigt.

Ja, ich glaube an Gott, den allmächtigen. Die Seele wird mir weit, wenn ich das denke und bekenne. Wie eine lästige Hülle fallen alle die Sorgen von mir ab, die ich in meiner Ohnmacht um mein Volk und meine Welt leide. Nehmt meinem Gotte die Macht, und er ist mir nicht mehr Gott.

Und derselbe Gott hat unter unermeßlich vielen andern Gaben an seine Menschenkinder auch Macht ausgeteilt. Von früh bis abends leben wir von solcher Macht. Ein Teil haben wir mit der unvernünftigen Kreatur gemein, in Anderem besteht die Überlegenheit über sie, ohne die wir nicht existieren könnten. 1. Mos. 1, 28. Unser Natur- und unser Kulturdasein, unser Wissen, Denken und Forschen, Wollen, Empfinden, Wünschen und Hoffen, unsre ganze sittliche Wirklichkeit ist Macht. Nichts näher liegend als ein Loblied auf die

Macht. Es ist oft genug gesungen worden. „Vieles Gewaltige lebt, aber das Gewaltigste ...“ „Du hast ihn wenig niedriger gemacht denn Gott.“ Man braucht, um den Wert der Macht zu erkennen, kein Christ zu sein. Und man braucht als Christ nicht blind zu sein für den Segen der Macht.

Dennoch ist durch unsern Herrn und Heiland Jesus Christus für uns Etwas anders geworden. Die Wertmaßstäbe haben sich verschoben. Aus Farbenblinden sind wir Sehende geworden.

Da haben wir einmal das Versucherische, Verführerische der Macht erkannt. Macht als Selbstzweck — ist für uns böse, ist für uns unmöglich geworden. Geld ist Macht, ja, aber nur unter bestimmten Bedingungen ein Segen. Wer es anders hat, der dient damit nicht Gott dem allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden, sondern dem Götzen Mammon. Genau so steht es mit Bildung, Schönheit, Heeresgewalt. Dieser Versuchung erliegen nur allzu leicht die weltlichen Fürsten und Mächtigen und versündigen sich damit an Gott und Menschen. Also soll es unter euch nicht sein.

Und das Andre, Positive, viel Wichtigere. (Denn es ist viel ersprießlicher, daß man lernt das Gute tun und lieben, als das Böse meiden.) Jesus hat uns Gaben gegeben, die eine Macht sind, obwohl sie gar nicht darnach aussehn, und Weisen gezeigt, Macht auszuüben, auf die wir ohne ihn nicht gekommen wären. Er hat uns das Ungeheure von Macht, das den Kindern Gottes zufällt, offenbart, und uns doch zugleich auch den Sinn in die Seele gesenkt, daß wir auf ihren Brauch verzichten können. Durch sein bittres Leiden und Sterben hat er uns das gezeigt. Wenn wir den Weg ihm nachfolgen, sprechen wir mit dem Apostel: Ich habe es alles Macht, es frommt aber nicht alles. Und gehen dabei nicht zugrunde. Sondern im Gegenteil, der Verzicht führt zum Siege. Auferlegte Ohnmacht, die wir in demütiger Glaubenszuversicht bejahen, erweist sich als eine viel stärkere Macht, als scheinbar triumphierende Gewalt, der wir unterliegen. Freiwillig erwählte Ohnmacht wird der Sieg, der die Welt überwindet.

In welcher Lebenslage wir unsern Christenstand bewähren: darin, daß wir äußere, irdische Macht rechtschaffen gebrauchen — oder darin, daß wir auf ihren Gebrauch verzichten; in welcher Lebenslage wir die Kräfte eines geistigen, innerlichen Machtbesitzes mobilzumachen und zur gebührenden Herrschaft zu bringen haben (in uns und um uns her): das kann Niemand in allgültige Regeln fassen. Die Moral, nein der Glaube der Bergpredigt ist kein Stoff für einen Gesetzeskodex in hundert oder tausend Paragraphen. Sondern der Gang ist der: Gott schickt uns immer wieder die Gelegenheiten, in denen wir frei bewähren können, ob wir seines Geistes Kinder sind. Ob wir anders sind als die machttrunkenen Kinder der Welt.

Unser Gott ist ein Gott der Macht und ein Gott der Ohnmacht. Auch der Ohnmacht; wie oft sagt er: Hier kann ich nichts machen, das Böse muß sich auswirken! Aber er bleibt der Herr über Macht und Ohnmacht. So auch wir. Beides sind für uns Christen Güter, mit denen wir haushalten sollen: freie Herren und dienstbare Knechte zugleich, niemandem und jedermann, keinem Dinge und allen Dingen untertan zugleich. Dabei berufen, unsre Stelle in der Welt je nach Gelegenheit und Schickung auszufüllen allezeit in dem Sinne Gottes, wie Jesus ihn uns enthüllt hat. R

Protestantische Romantik und katholischer Realismus im Gottesdienst

Wir erfahren heute in allen Dingen eine romantische Reaktion auf eine Zeit, die wesentlich im Zeichen des „reinen Begriffs“ gestanden hatte. Und es ist gewiß nur ein Zeichen für das Tiefschürfende dieser Reaktion, daß sie bis in die letzten Fragen eingreift. Auch an das Letzte, Höchste trägt der Mensch die Bedingtheiten seiner Zeit heran. Das Absolute selbst in seiner Wesentlichkeit bleibt davon freilich unberührt, und ist immer in der Geschichte wirksam gewesen, ganz unabhängig davon, ob die Menschen es gesehen haben oder nicht. So kann die Art und Weise, wie wir zu Gott kommen, ihn selbst nicht kümmern. Die Wege, die wir gehen, fallen uns, und nur uns zur Last, und insofern sie zunächst alle für sich gesehen nur unendlich viele verschiedene Ausgangspunkte sind, kann Keiner vor dem Anderen irgendeinen Vorzug beanspruchen. „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen.“ Durch die verschiedensten Türen gelangen wir ins Allerheiligste. Aber das Entscheidende ist eben, daß wir wirklich hineingelangen, und nicht etwa in diesen Wegen stecken bleiben. Sind sie doch einer wie der andere, sofern sie alle zu Gott führen können. Aber nicht nach der Möglichkeit, sondern nach der Wirklichkeit wird in religiosis entschieden und vor Ihm, der unserer Werthaftigkeit höchstes und einziges Maß ist, wird wertlos und verdammt, wer immer sich den subjektiven Bedingtheiten seines jeweiligen Ausgangspunktes rückhaltslos überliefert. Wer so sich dem Endlichen verhaftet, der ist verurteilt zur ewigen Ferne von Gott, der wird stets nur ein blindes, willenloses Werkzeug bleiben und nie vom Hauche Gottes berührt ein freier, sehender Helfer an seinem heiligen Dienste sein. Gott steht jenseits der Endlichkeit und damit jenseits des Gegensatzes von Subjekt und Objekt, und darum müssen alle Wege, die prinzipiell über diesen menschlichen Ur-Gegensatz nicht hinausweisen, sich unrettbar im Wesenlosen verlieren.

Es ist die Tragik des menschlichen Geistes — und die Geschichte ist nur das konkrete Widerspiel dieser Tragik — daß der bei weitem größte Teil seines Lebens sich in der unzulänglichen Dimension des Endlichen mit seinen Gegensätzen abspielt. Die Menschen sehen, solange sie hier befangen bleiben, Gott noch nicht; sie sind noch nicht emporgetaucht in die reinere Atmosphäre des Heiligen, in der aller Zwiespalt zur Ruhe kommt, alle Gegensätze sich ausbalancieren; und darum, weil sie zur spannungsgesättigten Ruhe dieses Jenseits noch nicht herangereift sind, streiten die Menschen, die das Sowohl-Als-Auch nicht sehen, im Diesseits um das Entweder-Oder, und ihr Hader darob steigert sich wohl bis zum Fanatismus blutiger Kriege, deren Ende zwar Sieg, niemals aber Friede sein kann.

Ein Musterbeispiel solcher im Endlichen befangenen Auseinandersetzung ist die Alternative „Kanzel oder Altar“. Es bedeutet eine grundsätzliche Verkennung der Polarität des religiösen Erlebnisses, daß überhaupt zur Entscheidung getrieben wird zu Gunsten eines der beiden Wesensmomente, und es kann dem Protestantismus ebensowenig wie dem Neukatholizismus der Vorwurf erspart werden, daß sie beide in dem Treiben zu einer solchen Entscheidung sich gegenseitig aufreiben, ehe sie überhaupt noch an die Schwelle des religiösen Erlebens herankommen. Gott ist transzendent jeder Zwie-Spältigkeit, und es heißt sein Wesen herabziehen ins Allzumenschliche, wenn man ihn vereinseitlicht und einen der Pole, in deren Spannung sich sein Leben erfüllt, in den anderen aufzulösen versucht. Und es kann — wenn wir die erbitterten Kämpfe, die sich darum entspinnen, ansehen — sehr wohl schon vom Menschen aus als ein gut Stück Gelassenheit betrachtet werden, wenn einmal in der Gegenseite nicht nur der Feind erblickt wird, sondern auch der Ergänzer, der hinzufügt, was dem Anderen fehlt, und so als Gegenspieler erst mit ihm vereint das Ganze zur Vollendung bringt. Aber es muß nicht so sein, und wir stoßen in den weitaus meisten Fällen, wo uns Toleranz begegnet, mehr auf subjektiv irgendwie bedingte Neigungen und unklare Gefühlskomplexe als auf kritisch geläuterte Einsichten, die der abgeklärten Quelle eines über-

subjektiven und überobjektiven religiösen Erlebnisses entsprangen. Religiosität ist Entschiedenheit! Entschiedenheit nicht zwar zur Halbheit des Entweder-Oder, sondern Entschiedenheit zur Ganzheit des Sowohl-Als-Auch, d. h. der Polarität, einer Polarität, die den Gegenspieler nicht etwa nur tolerant duldet, sondern die ihn notwendig zur Ergänzung fordert. Nur so, und nicht etwa durch laues, konzessionsbereites Dulden wird das „Heilige im Gottesdienste" tatsächlich wirksam.

Den Anlaß zu diesen grundsätzlichen Bemerkungen gab der in Nr. 44/5 der „Christlichen Welt" erschienene Aufsatz von Gustav Mensching über das „Heilige im Gottesdienst". Wir dürfen die schweren Bedenken nicht außer Acht lassen, die durch die Ausführungen Menschings herausgefordert werden. Es wird dort einer sinnenfroheren Belebung des protestantischen Gottesdienstes das Wort geredet. Gegen die rationalisierende Vereinseitigung, die sich in der protestantischen Vorherrschaft des Predigtmomentes im Gottesdienst bekundet, gegen die bildlose Kahlheit der protestantischen Liturgie, gegen die Abstraktionstendenz, zu der ein konsequenter Protestantismus notwendig getrieben wird, glaubt der Verfasser vorgehen zu können, indem er eine „größere Inanspruchnahme der Sinne" fordert. An sich ist einem solchen Bestreben nach einer freudigeren Ausgestaltung des Gottesdienstes gewiß nichts zu entgegnen. Aber es kommt doch sehr auf die Art und Weise dieser Versinnlichung an, und hier sehen wir allerdings Gefahren, die, wo sie nicht beachtet werden, zu Mißgriffen und schweren Versündigungen am Wesen der Religion überhaupt führen können. Wenn der Verfasser schreibt: „So schmücke man mit Blumen wieder den Altar und zünde Kerzen an, dies uralte heilige Zeichen des frommen Gefühls", dann wird nur zu offensichtlich, in welcher Richtung wir uns hier eine Reform des Gottesdienstes zu denken haben. Das im höchsten Sinne konkrete Erlebnis der Liturgie verflutet hier in der völlig unkontrollierbaren, verschwommenen Atmosphäre mystischer Stimmungen. Nicht etwa, daß gegen Kerzen und Blumen zur Ausschmückung der heiligen Handlung etwas zu sagen wäre. Aber kann — das muß wohl gesagt werden — wenn es bei dieser Ausschmückung seine Bewandtnis haben soll, hier überhaupt von einer Versinnlichung im eigentlichen Sinne noch die Rede sein? Wo sind in dieser — wenn es hoch kommt — psychologischen Scheinstimmung des Berauscht-seins die konkreten Bilder, an denen sich das religiöse Erleben objektiv betätigt, um erst damit die Liturgie recht eigentlich zur heiligen Handlung werden zu lassen? Das ist keine Handlung, die sich ganz auf das Innere zurückzieht und jede Projektion nach Außen grundsätzlich glaubt verschmähen zu dürfen. Solche Abkehr von der echten sinnlichen Gegebenheit des Gegenstandes, solche unsinnliche, abgezogene, abstrakte Reflexion, die von jeder Aus-Wirkung absieht, ist im buchstäblichen Sinne keine wirkliche Frömmigkeit mehr. „Schweigender Dienst", das muß mit allem Nachdruck gesagt werden, kann niemals wirklicher Gottesdienst sein. Man wende nicht etwa ein, es seien die Symbole, an denen sich der protestantische Gottesdienst entfalte. Symbole — dafür ist die Kunst der lebendige Zeuge — sind immer nur wirkliche, substanzhaft „zum Grunde liegende" Bilder; alles Andere können im höchsten Falle blutlose, abstrakte Allegorien sein. An solchen aber können sich die uralten Geheimnisse nie er-füllen. Die anbetende Haltung dessen, der das Außen verachtend nur das Innen sucht, verliert sich, eben weil sie auf keinen Gegenstand mehr stößt, im leeren Raum, sie verpufft zur Geste. Der „Sinn" hat seine Wirklichkeit verloren, wo das Bild nicht mehr da, wodurch er „be-deutet" werden soll. Das Objekt hat sich verflüchtigt und der Mensch sich damit ganz auf sein Innen zurückgebogen. Aber wenn in dieser reflektierten Haltung die Außenwelt für ihn (wenigstens in der Forderung) ganz verschwinden soll, dann kann es keine Worte mehr geben, dann ist auch kein Lob und Preis mehr, dann ist nur Schweigen; auch die Geste — denn sie könnte ja nur noch pathetisch sein — müßte zuletzt ruhen, und schließlich wäre nur noch — Untätigkeit. Und wo bliebe dann bei solch quietistischer Selbst-isolierung (die an sich durchaus in der Fluchtlinie des Protestantismus liegt) noch die Gemeinschaft mit den Anderen? Die Gemeinschaft, die nur in der Betätigung mit den Anderen sich „tat"-„sächlich" aus-wirken kann und die in dieser lebendigen Aus-Wirkung gerade ein wesentliches Moment am Gottes-Dienste ist. Wir sehen, wie sich in solcher Einstellung das Subjekt in die Leere der Abstraktion verfluten muß. Solch reflektierter Mensch mag sich immerhin romantisch schwärmend durch Kerzenschein und Blumenduft eine „mystische" Stimmung vortäuschen, einen wirklichen Gottesdienst aber voll-führt er damit nicht.

Es ist immer gut, dieser Überspannung des subjektiven Momentes gegenüber den Objektivismus der katholischen Auffassung zu betonen. Es ist nicht der Rausch und Flitterkram, der auf den naiven Menschen in katholischen Feiern so packend wirkt. Es ist vielmehr im Grunde nur der Realismus der Symbole, die wirkliche Sinnenfälligkeit der heiligen Gegebenheiten, die in tausend konkreten Bildern des Frommen Sinn erfüllen, in Bildern, die er mit seinen Augen abtasten, mit seinen Händen greifen kann, und die ihm in ihrer plastischen Ausgeformtheit gestalthaft vergegenwärtigen, was ein noch so verbildeter intellektualistischer Geist doch niemals zu „begreifen" vermag. Aber die gegenwartbetonte, wirklichkeitgesättigte Sinnlichkeit birgt nicht mindere Gefahren als der protestantische Subjektivismus. Wohl schafft der Katholizismus in bildhafter Diesseitsfreude reale Gegenstände, an denen sich seine heilige Handlung wirklich „bewegt" vollziehen kann; aber dafür besteht für ihn Gefahr, daß sich das Symbolhafte verlieren, das „Be-Deutete" gleichsam aus dem Bild-Objekte zurückziehen kann und nur noch der nackte Gegenstand in seiner brutalen Stofflichkeit zurückbleibt. Aus dem Symbol ist in diesem Falle das Idol geworden und der Mensch, der seinen Glauben noch daran hängt, verläßt den Bezirk des Heiligen endgültig, und der lichte lebendige Hauch des Göttlichen Geistes verdüstert sich zu dämonischen „Kräften", mit denen der Abergläubische die nackten Dinge behängt. Damit aber entsagt er der heiligen Kraft der „Begeisterung" und überliefert sich ganz den finsteren Mächten der „Welt". Allerdings ist gegenüber der ideologisierenden Romantik des Protestantismus zu bemerken, daß in dieser spezifisch katholischen Vereinseitigung auf das Objekt zu wenigstens das aktive, reale Moment der Betätigung gewahrt bleibt. Gegen das hohle Pathos eines im Übrigen quietistisch in sich ruhenden Subjekts wirken sich hier reale sympathetische Kräfte mit einer oft unheimlichen Wucht „leibhaftig" aus. War es indessen dort die Gefahr des Sich-Verlierens in wirkungsloser Abstraktion, so erhebt sich hier die nicht weniger zu fürchtende Aussicht, daß der Mensch im rückhaltlosen Auskosten eines ganz konkreten Macht-Rausches das Menschliche verabsolutiert und in überschwenglicher Selbstverherrlichung sich des Göttlichen ganz begibt. Das ist die Kehrseite jener Wirklichkeitsfreude, die man dem Katholizismus im Allgemeinen nachrühmt: in der oft außerordentlichen Empfindungsstärke, mit der der Katholik die zwischen den Gegebenheiten der Welt schwingenden und sympathetisch verbindenden Kraftströme erlebt, schlummert der luziferische Wunsch, diese Kräfte für seine Zwecke zu nützen und damit in böswilligem Abfall von Gott das zu betätigen, was die mittelalterliche Kirche unter dem Ausdruck der „schwarzen Magie" verstand und verdammte. Auch hier also gibt es eine Hybris, ein über die abgezirkelte Grenze des Maßes sich ins Ungemessene, Hem-

mungslose steigerndes Ich, und wenn in der protestantischen Mystik das ursprünglich religiöse Ich sich zuletzt seiner konsistenten Gestalt begab und sich buchstäblich entleibte, wird hier der bewußt konkrete „leibhaftig“ wirkende Mensch aus dem Bezirk des Heiligen verstoßen und eben wegen seiner Überschätzung des Stofflich-Körperlichen, wegen seiner Idolatrie zu unseligem Aberglauben und Zauberei verdammt. Aber bei solch ausgesprochenem „Sinn“ für die Wirklichkeit gewinnt natürlich auch das ethische Problem innerhalb der katholischen Auffassung eine selbst in ihren Auswüchsen grundsätzlich andere Ausgestaltung als im Protestantismus. Während für den mehr zu abstrakter Reflexion neigenden protestantischen Menschen das Gute im Hinblick auf eine Verwirklichung mehr und mehr zur Idee im Sinne der unendlichen, nie restlos zu erfüllenden Aufgabe verblaßt, steht der realistisch fundierte Katholik mitten im konkreten Erlebnis des unmittelbar sinnlich projizierenden opus opertuam und kommt, fernab jeder weltfremden Ideologie, tatsächlich zu einer Aus-Wirkung, die bis in die scheinbar zufälligsten Winkelzüge der Politik hinein die ethischen Forderungen in spontaner Aktivität auch wirklich zu realisieren sucht. Und damit setzt der Katholizismus jener „unsichtbaren Gemeinschaft der Heiligen“, in die Schleiermachers Stimmungsmystik schließlich das geforderte Reich Gottes verflüchtigen mußte, eine wirklich ins Endliche projizierte, in realpolitischer Gestalt sich auswirkende Kirche als den wahren, konkreten „Leib Christi“ entgegen. Freilich ist auch diese Leibhaftigkeit wieder zum Extrem ausgeschlagen; die Geschichte der „Gesellschaft Jesu“ lehrt nur zu deutlich, wie die überwiegende Betonung des Realitätsmomentes zu einer Überschätzung des konkreten Versinnlichungsmotives werden kann, die schließlich auch den Begriff des Guten so relativiert, daß er mit höchst anfechtbaren Maßnahmen und politischen Intriguen vereinbar zu werden scheint. Damit ist aber dann wiederum der Mensch in größere Entfernung von Gott gerückt und auf dem besten Wege dazu, sich endgültig wieder in den Bedingtheiten des Irdischen zu verzetteln, und sein Ich an die Dinge zu verlieren.

Aber — und dies ist von einschneidender Bedeutung für die Frage der sinnlichen Ausgestaltung des Religiösen, d. h. also des Gottesdienstes — alle die Verirrungen, die schließlich aus dem Bilderkult der katholischen Kirche entsprungen sind, können keinen Anlaß bieten zu prinzipiellen Einwendungen gegen das Urmotiv der Sinnlichkeit selbst, das ihnen zum Grunde liegt. Dieses Urmotiv der sichtbaren und greifbaren Konkretion allein, wie sie in ihrer ganzen plastischen Gestalthaftigkeit in der katholischen Haltung zum Ausdruck kommt, ist die wahre, wirkliche Sinnlichkeit, an deren realen Gebilden sich der Heilige Dienst als an seinen Gefäßen und Ausdrucksmitteln objektiv betätigt im strikten Gegensatz zu allen unwirklichen subjektiven und tatlosen Spekulationen, in denen sich eine schweifende, durch keine realen Gegebenheiten gehemmte und kontrollierte Phantasie ergeht. Alle Stimmungsmittel — und weiter sind hier Kerzen und Blumen nichts — mit denen eine gefährliche Schwärmerei die Nacktheit des Schweigens umhüllen und beräuchern will, können das konkrete plastische Bild nie ersetzen, mit dessen Hilfe der Katholizismus allein die Wirklichkeit des religiösen Erlebnisses gewährleistet und durch das als Medium das Göttliche erst „tat-sächlich“ in die Welt hinübergeleitet wird.

Was ergibt sich nun aus alledem für die positive Ausgestaltung des Gottesdienstes?

In einem Satze kann es gesagt werden: die Forderung einer grundsätzlichen Abkehr von allem Subjektivismus und die Festlegung einer klarumrissenen, unantastbaren Norm für die Ausführung der gottesdienstlichen Handlung. Die Grundstruktur der heiligen Feier muß eine aller subjektiven Willkür ein für alle Mal entzogene objektive Gesetzlichkeit sein, ein eindeutiges Gebilde, in dessen festgefügte Formen der Gläubige den Strom seiner religiösen Gefühle eingießen kann. Jeder unklaren Schwarmgeisterei, jedem Sektenwesen ist Tür und Tor geöffnet, wenn man sich zu dem Satz bekennen wollte: „Man sollte ‚Allen Alles‘ zu werden sich bemühen und nicht nur einen Typus des Gottesdienstes anbieten, sondern mehrere, die dann der Einzelne sich nach besonderer Wesensart oder zeitweiliger Stimmung (!!) wählen könnte.“ Damit wäre in der Tat das Göttliche aller und jeder „Meinung“ restlos preisgegeben und Jeder könnte in religiosis schalten und walten, nicht wie Gott, sondern wie er wollte. Aber es sollte eigentlich überflüssig sein, darauf hinzuweisen, daß gesetzlose Meinung noch lange kein gesetzhafter, auf objektive Fundamente wirklich „gegründeter“ Glaube ist. Solcher Hinweis würde sich gewiß erübrigen, wenn nicht die nachgerade stereotype Angst vor dem „Katholisieren“ den Protestantismus in eine Haltung gedrängt hätte, die hinter der naiven freudigen Bejahung der sinnlichen Erscheinung in ihrer ganzen plastischen Gestalthaftigkeit schon Sünde und Götzendienst wittert. Das „reine“ Außen ist ja zunächst überhaupt nur das Korrelat zum Innen und als solches wertlich noch vollkommen indifferent. Und die konkreten, wirklichen Gegenstände sind an sich lediglich die Ausgestaltungen dieses Innen, seine Auswirkungen, die, als einfach Da-Seiende, buchstäblich „wirksame“ Korrektiva sind gegen jede ent-wirklichende, uferlos schweifende, gegenstandslose Phantasie. Es ist also eine offenbar wenig geklärte Auffassung, die an der schlichten Anerkennung von der einfachen Gegebenheit wirklicher Bilder schon etwas „Katholisches“ argwöhnt. Es liegt vielmehr viel tiefer, als daß es durch konfessionale Streitigkeiten berührt werden müßte, es liegt im Wesen des Religiösen „überhaupt“, daß es in plastisch-schöpferischen Gebilden sich auswirken muß, wenn anders in ihm ein wirkliches Begebnis auch „tat-sächlich“ gewährleistet werden soll. Die Bilder sind die Objektivationen des Göttlichen, das sich in ihnen aus-drückt; so sind sie die Gefäße und Geräte, die das Heilige enthalten, und der Weg zu diesem ist nur an ihrer Hand, durch ihre Hand-Habe zu gehen.

Es ergibt sich aus dem Gesagten von selbst, daß es nicht etwa die bloße Dinglichkeit als solche ist, die die Gebilde zum heiligen Dienst geeignet macht. Allerdings ist ihre reale Gegebenheit unumgänglich für die Wirklichkeit des religiösen, d. h. aber des übersubjektiven Erlebens. Aber das spezifisch Religiöse tritt doch erst da in die Erscheinung, wo die Dinge nicht völlig aufgehen in der brutalen Stofflichkeit, sondern wo sie, wie in der Kunst, durch-sichtig bleiben, transparent für ein Höheres, Wesentliches, das sich in ihnen ausdrückt und für das sie nur die Zeichen sind. An diesem Punkte der Symbolhaftigkeit berühren sich Kunst und Religion aufs engste, und es genügt schon ein Blick auf die Geschichte, um zu sehen, daß alle echte Kunst immer religiös, alle wirkliche Religion aber künstlerisch fruchtbar, schöpferisch gestaltend gewesen ist. Das allein schon sollte die Bilderstürmer stutzig machen. Ihre Ablehnung der Sinnlichkeit ist ein Frevel am religiösen Urphänomen selbst, weil sie nicht sehen, daß das in und durch uns wesende Schöpferische, um faktisch wirksam zu sein, sich der substanzhaft gegebenen Bilder bedienen muß als seiner notwendigen Aus-Drucks-Mittel. In diesen physischen Gebilden, sofern sie wirklich schöpferischen Wert besitzen, d. h. sofern sie symbolhafte Träger eines meta-physisch durch sie hindurch wesenden Absoluten sind, verkörpert sich das Schöpferisch-Göttliche; m. a. W. sie sind geweiht, geheiligt, durch sie gibt sich der Mensch an Gott als an sein ureigenstes Lebenselement zurück. So hängt die Tauglichkeit der Dinge zum heiligen Dienst, ihr religiöser Wert allerdings an der Wirksamkeit, an der Wirklichkeit des schaffenden Wesens in uns.

Aber dieses Wesen betätigt sich wirksam nur, wo der ganze Mensch sich bis in die letzten Fibern und Fasern seines körperhaften Seins ausgestaltet. Hier erweist die bilderfrohe, sinnenfreudige Religiosität ihre eminent ethische Bedeutsamkeit. Nur der totale, der „bis in die Fingerspitzen" sich leibhaft „entäußernde" Mensch kann schaffend, d. h. aber wirklich religiös sein. Leibhafte Versinnlichung des Übersinnlichen, dinghaft-plastische Selbst-Gestaltung ist das Grundmotiv dieser substanzbejahenden Religiosität. Hier ist die Ver-Körperung wirklich Durch-Gottung, nicht Vergötzung des Leibes. Hier verwirklicht sich eine im höchsten Grade durchgeistigte Sinnlichkeit, und diese echt „griechische" Einstellung steht allerdings in einem scharfen Gegensatz zu jenem weltentrückten Puritanismus, der seine abstrakte Unsinnlichkeit durch formlos-romantische Gefühlsschwärmerei nur schwer verbergen kann.

Aus der Natur dieser so von innen heraus durchglühten, vom Schein des Ewigen verklärten Sinnlichkeit, die die Dinge für das „Wesen" durchsichtig werden läßt, fließt die Gesetzhaftigkeit des religiösen Ur-Erlebnisses. Nicht der „sinnlosen" Zufälligkeit irgendwelcher Gegebenheiten wird die Kontrolle über die Wirklichkeit des Religiösen überantwortet, nur eine sinnvolle „bedeutende" Gegenständlichkeit kann und soll auch die Religiosität des Wirklichen gewährleisten; nur in einer solchen wahren Objektivität kann ein Prohibitiv gegen den halt- und strukturlosen Subjektivismus gefunden werden und das Innen sich zugleich so an das Außen binden, daß das Eine nicht vom Anderen zu lösen ist ohne Sinnstörung, weil die Erscheinung als solche nur „Sinn" und „Bedeutung" hat als „Aus-Druck" des Wesens. Diese gegenwärtige Wechselbezüglichkeit von Subjekt und Objekt muß überall und immer statthaben, wo von wirklicher Religiosität die Rede sein soll. Jenseits der Willkür des Subjekts, jenseits aber auch der Zufälligkeit des Objekts, erfahren wir hier das Unwandelbare einer ewigen allem Denken und Sein zum Grunde liegenden Gesetzlichkeit. Hier veredelt, hier weiht, hier verewigt der Mensch das Endliche, indem er sich selbst und alles, was ihm zu Händen ist, in diese aller Bedingtheit und Einseitigkeit grundsätzlich enthobene Dimension hineinsteigert und das Wesen in sich Gestalt werden läßt. Aller Willkür, aller Augenblickslaune begibt sich hier der Mensch, bestrebt nur nach außen das lebendige Widerspiel des Wesens zu sein. In solchem Streben empfängt Alles, was in seinem Bereich sich findet, auch das Kleinste einen Hauch des Göttlichen, einen „Sinn", m. a. W.: fügt sich ein in den Kosmos, in die Hierarchie, in die heilige Ordnung eines allumfassenden Zusammenhanges, der nichts mehr außerhalb seiner in losgelöster Vereinzelung wirklich „bestehen" läßt. In solcher Rückbindung an das Wesen verlieren die Einzeldinge ihre Eigenwertigkeit und erstrahlen im Widerschein des Ewigen. Sie stimmen sich alle auf einen und denselben Grundton, und in feierlichem Rhythmus ertönt jetzt durch sie die Konstanz der Urformen, der sakrale Kanon, der immer und überall wirklich erscheint, wo Gott das Endliche zu einem überzeitlichen Ausdruck, d. h. zum Symbol zu gestalten weiß. Die Äußerungen, als welche sich jetzt die Gegebenheiten darstellen, sind keine Losgelöstheiten, keine eitlen Äußerlichkeiten, die ohne Bindung „grund-los" schweifen in flüchtiger Unstete; vielmehr sind sie heilige Geräte und Formeln, in deren konstantem Aus-Druck der Mensch das Urphänomen seiner Hingabe ans Göttliche ver-„wirklicht" und deren dauernder Be-Stand das feste Gefäß bildet, in das er den überwallenden Strom seiner religiösen Gefühle einfließen lassen kann. Solch liturgischer Kanon ist nur das nach außen sich bekundende, das objektive Zeugnis für eine festgefügte, im tiefsten Wesen ge-„gründete" Gewißheit, der eigentliche adäquate Ausdruck des sich wirklich „nach Hause Gefunden-Habens", zugleich aber auch der Ausdruck der echten religiösen Haltung, der Demut, die allem Subjektiven grundsätzlich mißtraut und als Libertinage verurteilt, was nicht wahre Weisheit, was nicht „orthodox" ist in dem Sinne des Erlebnisses eines unantastbaren Wesens, das allen Menschen gleicherweise zum Grunde liegt und objektiv wirklich, d. h. symbolisch sich auswirkt, und nicht etwa nur allegorisch, d. h. subjektiv-reflektierend zu „begreifen" ist.

Es ergibt sich ganz von selbst, daß aus dieser sinnenfrohen, wirklichkeitsbejahenden, bildhaft gestaltenden Auffassung des Religiösen die Frage „Kanzel oder Altar" in eine völlig andere Beleuchtung tritt. Die Betonung des Akt-Momentes, die heilige Handlung selbst tritt wieder mehr in den Vordergrund. Die Projektion des religiösen Gefühls in die Wirklichkeit „stellt sich dar" in der spontanen „Äußerung", in der sich die Hingabe idealiter und doch realiter zugleich (d. i. aber eben symbolisch) am Altare „wirklich" vollzieht. Aber nicht nur an diesem Punkte erfahren wir eine stärkere Akzentuierung des Gottesdienstes in Richtung auf das Objektive. Auch das Moment der Predigt gewinnt einen anderen Charakter. Sie tritt, je mehr der Altar in den Vordergrund rückt, zurück aus der dominierenden Stellung, die ihr im Protestantismus eignet, und was ihren Inhalt angeht, ist sie nicht mehr „Erklärung", Erläuterung in rein protreptischer Absicht; vielmehr verliert sie ihren pädagogischen Akzent und objektiviert sich zur völlig zweckfreien Aussage, zum „Zeugnis" dessen, was die religiöse Seele des Gotterlebenden erfüllt. Sie ist mehr Lobpreisung als Auslegung.

So halten sich im wirklichen religiösen Erlebnis Kanzel und Altar die Wage, Subjekt und Objekt sind gegeneinander ausbalanciert, Predigt und Opfer sind die untrennbaren Pole, in deren absoluter Einheit erst der Mensch seine Irrtümer hinter sich läßt und im Tiefsten gewandelt vor das heilige Antlitz des Herrn treten darf, um dort im Jubel des Sich-selbst-Gefunden-Habens rückhaltlos das Opfer nicht nur seines „Geistes", sondern seines ganzen Leib und Seele gleicherweise umspannenden Wesens darzubringen. Es ist nicht mehr das eitle Sich-zurückziehen in sich selbst, nicht mehr das Verabsolutieren des „Innen", das schließlich zur Weltverneinung und Auflösung führen muß, es ist aber ebensowenig eine Überschätzung des „Außen", die unweigerlich eine Vergötzung der Materie im Gefolge hat. Sondern es ist das Erlebnis der absoluten Einheit beider Pole, das sich im wirklich Religiösen vollendet. Der Mensch verschließt sich nicht eigenwillig in sich selbst, verkapselt sich nicht in Schweigen, sondern betätigt seine innere Kraft, wirkt sich schaffend „aus", tritt buchstäblich aus sich heraus, wird „ekstatisch", ohne sich indessen an die erzeugten Dinge zu verlieren. Vielmehr bleiben diese als reale Gegebenheiten durchaus auf das Ganze zurückbezogen, „gelten" nur als „Ausdruck" des in ihnen erscheinenden, durch sie hindurchschimmernden Wesens, mit dem zusammen als ihrem „Grunde" sie erst die Totalität des Unbedingten ausmachen, in das der Mensch im religiösen Erlebnis zurücktaucht als in das Schöpferische, das der wahre τόπος ὑπερουράνιος, der überweltliche Ort nicht nur seines, sondern alles Ursprunges ist. Und solche Überweltlichkeit ist dann auch dank der sinnenfrohen Bejahung des Gegenständlichen, das sich hier gerade erzeugt, alles Andere eher als Un-Wirklichkeit. Das schöpferische Gestalten, mit dem hier der Mensch sich in der Hingabe an das Unbedingte „ent-äußert", ist nicht Auflösung in ein leeres spekulatives Nichts, sondern höchste reale Er-Füllung, nicht ein Ersterben im Jenseits, sondern ein Er-Leben im Diesseits, das über „Protestantismus" und „Katholizismus", über Romantizismus und Realismus hinweg Gott in lebendigem Geschehen „tat-sächlich" werden läßt. Allein in einer solchen weltheiligenden Ver-Wesentlichung kann sich der wahre Gottesdienst aus-wirken.

Frankfurt a. M. Carl Dyrssen

Von der Kirchenversammlung und Kirchenverfassung in Hessen-Cassel

Als letzte, so scheint es, hat die kurhessische Landeskirche ihre neue Verfassung verabschiedet. Darf man sagen: Ende gut, alles gut?

Auf alle Fälle waren die Verhandlungen dieser Verfassung gebenden Kirchenversammlung von besonderem Interesse, und ihr Ergebnis ist es auch. Die „Präambel" ist überhaupt nicht Gegenstand der Aussprache, geschweige des Streites gewesen.

Der erste Entwurf, der der Versammlung von der bisherigen Gesamtsynode vorgelegt wurde, enthielt gar keinen Versuch, sondern konstituierte sofort mit § 1 die evangelische Kirche in Hessen als „die reformierte, lutherische und unierte Kirchengemeinschaft im bisherigen Konsistorialbezirk Cassel" umfassend. Konkurrenzentwürfe führten den Vorspruch ein, und dem wurde Folge gegeben durch die wie selbstverständliche, einmütige Annahme der beiden Sätze:

Die evangelische Landeskirche in Hessen-Cassel, getreu dem Erbe der Väter, steht auf dem in der heiligen Schrift gegebenen, in den Bekenntnissen der Reformation bezeugten Evangelium von Jesus Christus, unserm Herrn. Dieses Evangelium ist für die Arbeit und Gemeinschaft der Kirche unantastbare Grundlage.

Um so dramatischer verliefen die Verhandlungen darüber, in welchem Sinne die bisherigen drei Kirchengemeinschaften — symbolisiert und repräsentiert durch die drei Generalsuperintendenten, die nach einem oft zitierten Scherzwort in ihrer Dreiheit ein curiosum, in ihrer Einheit ein gloriosum bedeuteten — von der neu verfaßten Kirche „umfaßt" werden sollten. Hieß dies, daß sie in ihr verschwinden, oder daß sie in ihr geschützt und aufbewahrt werden sollten? Kurz, es war die Idee der „Einigung", des engern Zusammenschlusses, welche die Gemüter bewegte, die Geister in Spannung hielt. Nicht von Union im engern Sinne war die Rede. Der Lutheraner sollte wie der Reformierte seines Glaubens leben. Ein Viertel des Kirchenvolks war freilich schon uniert; daneben ein Viertel lutherisch; zwei Vierteile reformiert. Wer von der hessischen Kirchengeschichte eine Ahnung hat, weiß, daß vielleicht keine deutsche Landschaft so zur Union prädestiniert scheint, wie Kurhessen. Von Landgraf Philipp und Butzer an hat es trotz aller Verfolgung der Lutheraner (Moritz 1605 ff.) und aller Vorherrschaft der Lutheraner (Vilmar 1851 ff.) hier immer einen vermittelnden Protestantismus gegeben, ganz zu schweigen von der bunten Vergangenheit des Hanauer Landes. Was aber die Gegenwart betrifft, so ist die Annäherung der Konfessionen, auch wo sie sich bewußt behaupteten, eine außerordentliche. Auch die Lutheraner, die am meisten konfessionelles Bewußtsein haben, hängen an der kirchlichen Einigkeit Hessens. Die Schmerzen der Renitenz (1873 ff.) sind zwar unvergessen, aber doch überwunden. So hätte man sich eine neue Verfassung denken können, die die Gliederung in drei konfessionell bestimmte Kirchengemeinschaften ebenso mit herübernahm, wie sie die schon vorhandene landeskirchliche Einheit unterstrich. Es fehlte in der Kirchenversammlung nicht an Konservativen, die überhaupt so wenig wie möglich ändern wollten: Ausfüllung der durch Wegfall des landesherrlichen Summepiskopats entstandenen Lücken, im übrigen Alles beim Alten! Aber der Geist der überragenden Mehrheit war ein andrer. Die Laien überwogen und die neuen Männer. (Auch die drei Frauen gingen mit der Mehrheit.) Der Zug zur festeren Einigung war unwiderstehlich. Die konfessionellen Unterschiede wurden als Überzeugung der Einzelnen und als Charakter der Gemeinden wohl geachtet; aber organischer Bestand des Kirchenaufbaus konnten sie nicht bleiben. Leidenschaftlichen Widerspruch weckte das bei den oberhessischen (und schaumburgischen, auch schmalkaldischen) Lutheranern. Brüderlichen Sinnes machten ihnen Reformierte und Unierte die weitgehendsten Zugeständnisse: man wollte wirklich niemanden vergewaltigen; aber schließlich konnten Verfassungsfragen gerade für Lutheraner keine Gewissensfragen sein. So wurde fast einstimmig eine Verfassung beschlossen, die rein territorial gegliedert ist: drei Sprengel mit drei Geistlichen an der Spitze (zwei Landespfarrern und einem Landesoberpfarrer, der die ganze Landeskirche repräsentiert), die jeder Gemeinde gestattet sich einfach „evangelisch" zu nennen, und jeden evangelischen Christen, der nicht aus der Landeskirche ausgetreten ist, zum Mitglied der Gemeinde macht, in der er seinen Wohnsitz hat. Wo konfessionelles Bewußtsein lebt, bleibt es gleichwohl geschützt. Schon durch den Aufbau von unten nach oben: es bestimmt eben nicht mehr der Fürst, die Obrigkeit das Bekenntnis einer Gemeinde oder eines ganzen Landesteils, sondern wo lutherische oder reformierte Christen sind, bestimmen sie die Art ihrer Predigt, ihres Gottesdienstes, ihres gemeinsamen Lebens. Überall geht aus allgemeiner, gleicher, geheimer und unmittelbarer Wahl der „Kirchenvorstand" hervor; in wichtigen Momenten, vielleicht auch als regelrechte Einrichtung tritt ihm eine „Gemeindeversammlung" zur Seite. War bisher die freie Pfarrwahl nur Vorrecht einiger Orte, so wechselt jetzt die Besetzung des Pfarramts zwischen Gemeinde- und Kirchenregierung. Die Kirchenvorstände schicken ihre Vertreter zum „Kreiskirchentag"; dessen Vorstand und die Pfarrer des Kreises wählen ihren „Kreispfarrer", auf zwölf Jahre. Kreise gibt es 26, die sich gleichmäßig an die 3 Sprengel verteilen (mit je etwa 160 Pfarrstellen).

Die Kirche gipfelt im „Landeskirchentag". So wurde dessen Zusammensetzung ein Hauptproblem. Damit ergab sich ein lebhafter Kampf um die Urwahl auch zum Landeskirchentag. Die Verfassung gebende Versammlung war selbst aus Urwahlen hervorgegangen; dennoch siegte dieser Wahlmodus in zweiter Lesung nur mit 2 Stimmen: bei der dritten hatte er eine ⅔ Mehrheit für sich. Auch der Konsistorialpräsident trat dafür ein, namentlich um die Wahl der Kirchenvorstände davor zu bewahren, daß sie Mittel zum Zweck der Kirchentagswahl würden, wie das bei dem Siebsystem kaum zu vermeiden sei. Im übrigen folgte man mit diesem Beschluß dem Volkskirchengedanken: aller sechs Jahre dürfte wohl auch das entlegenste Dorf und das bescheidenste Gemeindeglied merken, daß es eine Landeskirche und in der Landeskirche etwas mit zu sagen hat. Was für Gefahren sollten diese Urwahlen mit sich bringen? 48 Männer und Frauen sind zu entsenden aus dem ganzen großen Lande, in der bekannten Drittelung, also nur ein Drittel neue Leute. Dazu die kirchliche Qualifikation der zu Wählenden, das Gelöbnis der Gewählten! Und ein Volk wie das hessische, seiner Natur nach so gerne „getreu dem Erbe der Väter" — wie soll das alsbald, ich weiß nicht in welche radikale Bahnen geraten? Nein das bißchen Demokratie, obendrein mit der Listenwahl, kann unsre hessische Kirche schon vertragen.

Der Landeskirchentag setzt die „Kirchenregierung" aus sich heraus: Landesoberpfarrer usw. Bis hier hinauf wurde den Lutheranern ein Zugeständnis gemacht: „Gehört weder der Landesoberpfarrer noch einer der Landespfarrer dem lutherischen Bekenntnis an, so muß sich die Kirchenregierung durch Hinzuziehung eines Kreispfarrers dieses Bekenntnisses ergänzen." Das Gleiche wurde, kaum beachrt und völlig überflüssig, den Reformierten bewilligt. Die Unierten gaben dazu eine großzügige Erklärung ab. Ein Schönheitsfehler des Gesetzes, an den man sich nicht stieß um der Einigkeit willen, und der der Mehrheit ein gutes Gewissen gab. Dennoch stimmten 4 Lutheraner gegen das ganze Gesetz. Im übrigen wurde es bei drei Enthaltungen mit 64 Stimmen angenommen.

Wir verzichten auf weitere Einzelheiten, um dafür noch einige Randbemerkungen zu machen.

Einen Bischof haben wir also nicht bekommen. Eine Anzahl stimmten für diesen Titel, geredet wurde kaum

darüber. Althessische Einrichtungen wie die „Klassen" mit ihren „Metropolitanen" in den „Diözesen" mit ihren „Superintendenten" ließ man nur mit Schmerzen fahren. Alles in Allem ist ein klarer, wohlgegliederter Bau geschaffen, innerhalb dessen sich ein frommes Leben frei entfalten kann.

Parteien oder Fraktionen gab es nicht in dieser Synode, und von etwaigem Parteiwesen in der Kirche wurde immer nur mit Abscheu gesprochen. Für den, der aus dem politischen Parlament in dieses kirchliche kam, war die Technik der Verhandlungen, die sich aus dem Mangel solcher Organisation ergab, von immer neuem Interesse. Einige 80 Männer und 3 Frauen, die Beschlüsse fassen sollten ohne jede gliedernde Zwischeninstanz — es ging ganz gut, und wird vielleicht eine Zeitlang auch noch weiter gehn. Nur eben Zeit hat es gekostet, und damit Geld, das war das Üble. Hätten wir Fraktionen gehabt, wir hätten vierzehn Tage weniger gebraucht (einschließlich der Ausschußsitzungen, bei denen besonders empfindlich wirkte, daß die Mitglieder keinerlei Gruppen vertraten, keinerlei Gruppen verantwortlich waren). Ein einzelner gescheuter Synodale konnte zu jedem Paragraphen reden und zu jedem Anträge stellen. Und wir hatten einen solchen. Aber daß nun lange überflüssige Reden gehalten worden wären, das war doch nicht der Fall. Es sprachen Viele; die Bildung einer einheitlichen Meinung ging langsam von statten; Mancher entschied sich erst während der Erörterung, vielleicht erst in letzter Lesung.

Aber arbeiteten denn nicht gewisse Gruppen im Hintergrunde? Gewiß, da stand das Häuflein der intransigenten Lutheraner offensichtlich als eine Gruppe für sich. Und da war die sehr lebendige Lehrerschaar. Es gab auch Zusammenkünfte, aber jedermann war dazu eingeladen, und sie gediehen nicht. Dabei nun das Merkwürdige, daß auch von Anfang die Versammlung fühlbar eines bestimmten Geistes war, eben des Geistes, in dem das Gesetz schließlich verabschiedet wurde.

Ich gedachte soeben der Lehrerschaar. 15 Volksschullehrer, dazu noch 2 Lehrerinnen. Selbstverständlich hingen sie, durch Organisation geschult, eng zusammen. Das bedeutete natürlich etwas in der sonst so zersplitterten Menge. Und sie haben großen Anteil an dem Werk, das zustande gekommen ist. An dem Beweis ihres regen positiven kirchlichen Interesses haben sie es nicht fehlen lassen. Doch gerade sie haben eine schwere Enttäuschung erlebt. Der Ausschuß, der die zweite Lesung vorbereitete, hatte zum geborenen Mitgliede des Kirchenvorstands außer dem Pfarrer den Religionslehrer gemacht. Der Paragraph ist merkwürdig genug, so daß ich ihn ganz herschreibe:

> Befindet sich unter den gewählten Mitgliedern kein Religionslehrer (Religionslehrerin), so ergänzt sich der Kirchenvorstand durch Berufung des den Religionsunterricht erteilenden Lehrers der Gemeinde, sofern dieser die Wählbarkeit und Eignung zum Kirchenvorstandsmitglied gemäß §§ ... besitzt. Sind mehrere Religionslehrer in der Gemeinde vorhanden, so steht diesen hinsichtlich des zu Berufenden ein Vorschlagsrecht zu.

Dieser Paragraph, heiß umstritten, fiel in zweiter Lesung durch eine ganz geringe, in dritter durch eine größere Mehrheit. Was wiederholt gegen ihn eingewandt wurde, daß es so etwas in keiner andern Landeskirche gebe, war wohl nun kein Gegengrund: denn weshalb sollten wir in Cassel nicht einmal etwas ganz Besondres beschließen? Wir hätten damit in der Geschichte von Lehrer und Pfarrer, Schule und Kirche einen Merkstein aufgerichtet. Wir hätten mitten in eine Welt beiderseitiger Verfehlung und noch nicht endender Auseinandersetzungen hinein eine Tat der Versöhnung getan, die von einer unausmeßbaren Segenswirkung hätte werden können. Und gerade unsrer hessischen Lehrerschaft hätte die Kirche dieses Vertrauen wohl entgegenbringen dürfen. Unwerte Elemente wären ja durch die im Gesetz festgelegten persönlichen Bedingungen von der Nutznießung des Vorrechts ausgeschlossen gewesen. Jetzt ist nun die Frage: Hat der Streit um den Paragraphen mehr geschadet oder mehr genützt? Ich hoffe doch: schließlich das Letztere. Es ist den Lehrern in der Synode selbst viel Anerkennung gezollt worden. Und bei den Presbyterwahlen wird man ihrer sicher noch mehr gedenken als bisher. Im übrigen: es muß noch viel Schutt weggeräumt werden, ehe es zu der richtigen selbstverständlichen Stellung der Lehrerschaft in der Kirche und zur Kirche kommt.

In einem Parlament wie diesem, so ungegliedert und unberechenbar, kommt mehr als in andern Parlamenten auf den Vorsitzenden an. Wir hatten das Glück, in dem Casseler Stadtsuperintendenten D. Klingender den rechten Mann dafür zu besitzen. Hesse von der Fußsohle bis zum Scheitel, völlig vertraut mit der Vergangenheit und dem Recht des Landes und seiner Kirche, Vertrauensmann Aller, war er die wirklich führende Persönlichkeit in der Versammlung. Schon ein Siebziger, mochte er einmal weniger frisch sein; aber fast wuchs dem Ende zu seine Kraft und seine Kunst zu leiten. Wohl mußte auch er sich, vielleicht in wichtiger Sache, zuweilen überstimmen lassen; aber wenn etwas herausgekommen ist aus dem Widerstreit der Meinungen, war es wesentlich sein Verdienst. Schade, daß ihm sein Alter nicht vergönnen wird, in der neuen Kirche die Rolle zu spielen, die ihm gebührte. Aber vielleicht schenkt Gott ihm und uns, daß wir recht bald spüren: die Verfassung lebt sich ein und bewährt sich.

Marburg Martin Rade

Die Religionsphilosophie eines Juristen

1

Die Schrift, von der ich berichte, trägt einen eigentümlichen Titel: „Religionsphilosophie des Rechts." Was heißt das? Soll es auch eine Rechtsphilosophie der Religion geben? Oder eine Ethik der Religion? Dementsprechend auch eine Ethik der Wirtschaft, des Rechts? Vielleicht auch eine Ästhetik des Rechts, der Religion?

Ethik der Wirtschaft und des Rechts gibt es zweifellos; sittliche Beurteilung der wirtschaftlichen Vorgänge und der Rechtsordnungen oder doch Prinzipien einer solchen werden in den meisten Systemen der Ethik gegeben. So gibt es auch Ethik der Religion, der Religionen. Nicht bloß in jenem anderen, uns längst geläufigen Sinn, daß mit den einzelnen Religionen sich charakteristische sittliche Denkweisen verbinden; wir kennen christliche, buddhistische, islamische Ethik. Sondern Ethik der Religion gibt es auch in dem Sinne, daß das religiöse Leben sittlicher Beurteilung unterzogen wird. Einerseits würdigt der Ethiker da die im religiösen Glauben liegenden Antriebe zum Tun des Guten; andererseits hat er auf die sittlichen Schäden zu achten, die leicht aus religiösem Empfinden und Glauben hervorgehen oder doch sich mit religiösem Glauben verbinden: Fanatismus, Weltflucht im schlechten Sinn eines schwärmerischen Gottgenießens, über dem wichtige Pflichten gegen die Mitmenschen vergessen werden.

So gibt es Ethik der Religion wie Ethik der Wirtschaft und des Rechts. Auch Ästhetik des Rechts kann man sich denken. Eine Rechtsordnung, ein Gesetzbuch kann durch klare Sprache und übersichtlichen Zusammenhang uns befriedigen, ein anderes durch Schwerfälligkeit des Ausdrucks und Unübersichtlichkeit des Aufbaus uns verdrießen. In ähnlicher Weise gibt es dann Ästhetik der Religion. Wir kennen Formen religiösen Lebens, die durch ihre Gefälligkeit, Natürlichkeit, Liebenswürdigkeit uns erfreuen, und andere, die uns verschroben, häßlich anmuten.

Aber was soll Religionsphilosophie des Rechts sein? Müßte es dann nicht auch eine Rechtsphilosophie der Religion geben? Wenn jedoch nicht, dann wäre die reli-

giöse oder religionsphilosophische Betrachtung irgendwie der juristischen, rechtsphilosophischen übergeordnet, umfassender als sie. Das ist in der Tat die Ansicht unseres Juristen.

2

Er unterscheidet zunächst ein vierfaches Verhalten des Menschen gegenüber der Welt. Erstens das wertblinde, nicht nach Werten fragende, die rein sachliche Beobachtung und Feststellung, wie wir sie in den Naturwissenschaften üben. Zweitens das bewertende, das sich in logischen, ästhetischen, sittlichen Normen ausspricht. Drittens ein „wertbeziehendes“. Gemeint ist damit unsere kulturschaffende Tätigkeit, bei der wir Werte hervorzubringen suchen, aber oft Wertloses zuwege bringen. (Ob diese Art menschlichen Verhaltens sich klar von den beiden vorgenannten unterscheidet, mag man fragen. Bei ihnen handelt es sich wesentlich um Arten zu denken, bei der kulturschaffenden Tätigkeit aber eben um Tun. Und sofern nicht so sehr — die Ausdrücke des Verfassers wechseln hier — an kulturschaffende Tätigkeit gedacht ist, sondern an Kulturwissenschaft, kritische Betrachtung der Kultur, liegt bei dieser eine Verbindung von Feststellung und Bewertung vor, etwas aus jenen beiden ersten Betrachtungsweisen Zusammengesetztes, nicht etwas Neues, ihnen gegenüber ganz Selbständiges.)

Klar ist dagegen wieder der Gegensatz des vierten Verhaltens zum ersten und zweiten. Es ist das wertüberwindende. Der Mensch kann eine Seligkeit kennen lernen, die über Glück und Unglück dieses Lebens erhaben ist, er kann sich über den Gegensatz der Werte und Unwerte dieser Welt erheben, zu allem lächelnd sein Ja und Amen sagen. Gibt es solches Verhalten, dann liegt hier eine wirkliche Synthese des ersten und zweiten vor, nicht eine äußerliche Verbindung beider oder ein Abwechseln zwischen beiden. Der Gegensatz wäre aufgehoben in einem höheren Dritten.

Dies wertüberwindende Verhalten ist nach unserem Juristen die Religion. Das Reich der Natur ist das Reich des Seins, das Reich der Werte das Gebiet des Sollens; die Religion aber überwinde den Gegensatz von Sein und Sollen, jedoch nicht durch mühsames Arbeiten, Brückenschlagen, wie es die Kultur versucht, sondern im Flügelschlage innerer Erhebung. Kultur ist Werkdienst, Religion ist Glaube. In der so verstandenen Religion erfühlen wir — so behauptet unser Schriftsteller — die tiefste oder höchste Einheit von Sein und Wert; hier, erst hier, nur hier erfassen wir nach ihm das wahre Wesen der Dinge.

3

Eine von solch religiösem Erleben der Welt getragene Betrachtung nennt er Religionsphilosophie. Seine Religionsphilosophie ist also eine religiös-philosophische Betrachtung aller Dinge, seine Religionsphilosophie des Rechts eine Würdigung der Rechtsordnung von einem Empfinden her, das den Gegensatz von Wert und Unwert zu überwinden sucht. Religionsphilosophie ist hier also etwas ganz Anderes als die philosophische Würdigung der Religionen, die man sonst darunter versteht. Und da der Verfasser meint, in jenem wertüberwindenden Verhalten das tiefste Wesen der Dinge zu erfühlen, kann er sagen, Religionsphilosophie sei der Versuch, das Wesen der Dinge im Begriffe zu erfassen. Natürlich ein sehr gewagter Sprachgebrauch. Man kann unserem Juristen eine Wette anbieten, man wolle durch die Professorenzimmer unserer Universitäten gehen, wo doch ziemlich viele philosophisch Interessierte beieinander sind, und zwanzig oder fünfzig Leuten verschiedener Fakultäten die Frage vorlegen: „Was ist der Versuch, das Wesen der Dinge im Begriffe zu erfassen?“ Keiner wird auf die Antwort verfallen: „Religionsphilosophie“ (wenn er nicht gerade diese Schrift schon kennt).

4

Aber mag solcher Sprachgebrauch von Religionsphilosophie noch so anfechtbar sein, wichtiger als diese formalen Einwendungen ist für uns die Frage, welchen Wert der Religionsbegriff des Verfassers hat. Hier ist zweifellos etwas kräftig hervorgehoben, was, wenn auch nicht für alle Religion, so doch für das Erleben mancher starker religiöser Naturen sehr charakteristisch ist. Nicht überhaupt zum ersten Male ist diese Seite der Sache hier geltend gemacht. In Schleiermachers Reden über die Religion wird unter bewußter Ablehnung jener bekannten Worte des Paulus aus dem Römerbrief (Kap. 9 V. 21) gesagt, es sei eine irreligiöse Ansicht, daß der Genius der Menschheit, der Schöpfer der Menschheit Gefäße der Ehre verfertige und Gefäße der Unehre; einem frommen Gemüte mache die Religion alles heilig. Auch das Häßlichste lasse sich im Lichte des Ewigen betrachten, auch im Gemeinsten seien noch Spuren des Göttlichen wahrzunehmen. Es lassen sich auch leicht Verbindungslinien zwischen dieser Auffassung der Religion und der Art ziehen, wie manche Mystiker in immer kühneren Verneinungen Welt und Werte überfliegend das Wesen Gottes als etwas schlechthin Erhabenes, Unsagbares und Unausdenkbares hinstellten. Andererseits sieht man deutlich, wie diese Religionstheorie sich z. B. von der Windelbands, der sie verwandt ist, doch wieder charakteristisch unterscheidet; Windelband läßt die Ehrfurcht vor dem Heiligen gerade daraus erwachsen, daß die Wirklichkeit den Normen, das Sein dem Sollen so wenig entspricht.

Aber mag die Sache nicht ganz neu sein, sie ist in neues Licht gerückt. Einige Folgerungen aus diesem Religionsbegriff haben etwas sehr Ansprechendes: „Die Religion liegt jenseits, die Natur diesseits des Reiches der Werte. Natur ist die Unschuld vor der Schuld, Religion die durch Schuld und Erlösung wieder erworbene, die zweite Unschuld.“ So ergibt sich namentlich ein tiefer Unterschied von Religion und Moral, wie er ja auch schon in Schleiermachers Reden scharf hervortritt. „Sittlich ist eine Handlung nur, wenn ihr Täter auch anders hätte handeln können, religiös bedeutsam gerade umgekehrt nur dann, wenn er gar nicht anders handeln konnte.“

Und wenn dieser Religionsbegriff, abgesehen von der strengen Unterscheidung zwischen Religion und Moral, ungemein weit ist, so ist auch das zunächst ein Vorzug. Die überlieferten Religionen überwinden den Gegensatz von Wert und Unwert durch den Glauben an überweltliche Gottheiten und an ein jenseitiges Leben. Nach der Theorie unseres Religionsphilosophen aber liegt Religion auch dort vor, wo solche Überwindung ohne jenen Glauben sich anbahnt, sei es so, daß den Menschen alles Sein zum Schein herabsinkt, hinter dem dann freilich keine wahre Welt steht — trotzdem kann man lächelnd über diese Erde hingehen; das ist etwa die Lebensstimmung von Theodor Fontane oder Anatole France. Oder aber auch der Schein, das offenbar Wertlose wird irgendwie geschätzt, wird verklärt, diese Welt wird inbrünstig geliebt.

> Ihr glücklichen Augen, was je ihr gesehn,
> es sei wie es wolle, es war doch so schön

singt Goethes Lynkeus; Whitman und Verhaeren vertreten unter uns solche Diesseitigkeitsreligion. Der Verfasser hat aber psychologische Einsicht genug, dies Empfinden nur als Umstellung einer früher vorhandenen Jenseitsreligion zu verstehen. Namentlich gegenüber monistischen Neigungen, den Religionsunterricht durch eine Pflege solcher Diesseitigkeitsstimmung zu ersetzen oder ganz zu verändern, ist seine Erinnerung bedeutsam, „daß Keiner einstweilen noch einen Weg zu einer neuen Diesseitsreligion fand, es sei denn den Umweg durch den überkommenen Jenseitsglauben.“

Ein weiterer Vorzug dieser Religionstheorie ist es, daß von ihr aus das Widerspruchsvolle vieler religiöser Gedanken sehr begreiflich wird. Haben wir dem Sein

und dem Sollen nachgedacht, haben wir eingesehen, daß die Werte nie voll verwirklicht werden, das Sein nicht restlos zum Sinn zu verklären ist, dann packt uns die quälende Frage, wie dieses Leben zu ertragen ist. In der Religion erleben wir die Antwort; tief fromm ist der alte Spruch:

Ich lebe und weiß nicht warum,
ich komme und weiß nicht woher,
ich fahre und weiß nicht wohin,
mich wundert, daß ich so fröhlich bin.

Nur ist das keine „vernünftige" Antwort; in diesem sich Wundern liegen tiefe Widersprüche. Weil unser Denken sich immer in Gegensätzen bewegt, gibt uns die Sprache für das wertüberwindende Verhalten keine Worte. Überdies pflegen wir alles, was wir der wertüberwindenden Betrachtung unterwerfen, zugleich irgendwie bewertend zu betrachten. Beide Betrachtungsweisen sind nie in Einklang zu bringen; so wird die wertüberwindende vom begrifflichen Denken nie voll durchgeführt. „Die durchgängige Versöhnung von Sein und Sollen, die restlose Verklärung alles Seienden kann wohl dem religiösen Lebensgefühl in seinen glücklichsten Augenblicken gelingen, wohl im lyrischen Gedicht ihren adäquaten Ausdruck finden, niemals aber in der religiösen Lehre, im theologischen Dogma, in der religionsphilosophischen Spekulation."

Mit diesem Widerspruchscharakter des religiösen Denkens ist endlich zugleich gegeben, daß die Religion nie ein fertiger Besitz ist. Sie „darf niemals ein Dauerzustand werden, soll nicht sofort das wertüberwindende zum wertblinden Verhalten absinken. Sie ist nicht ein Kloster, in das man eintritt, um nie wieder heraus zu kommen, sondern eine Wegkapelle, in der man zu kurzer Andacht den Wanderstecken an die Mauer lehnt."

5

Daß die religiöse, die wertüberwindende Betrachtung nie voll durchgeführt wird, zeigt unser Jurist besonders an der religiösen Würdigung des Rechts. Die Art, wie der Katholizismus namentlich im Mittelalter naturrechtliche Ordnungen als gottgewollte schätzte und so schließlich Staat und Kirche in Harmonie brachte, sei unmöglich geworden, seit Luther den Einzelnen unmittelbar vor Gott stellte. Aber auch die Denkweise Luthers, der Rechtszwang und Liebesethik nicht zwei getrennten Gruppen von Christen zuweist (nämlich den in der „Welt" lebenden und den Asketen), sondern jeden einzelnen Christen sowohl im Reich der Liebe als auch in dem des Rechtes und Krieges leben lassen will, befriedigt den Verfasser nicht, da Religion dort, wo sie ihre volle Kraft über Menschenseelen hat, immer verheerend in das Gebiet der Rechtsordnung eingebrochen sei. In der Bergpredigt findet er einen noch schrofferen Gegensatz zum Recht, als bei Tolstoi. Ruft der russische Dichter zum (wenigstens passiven) Kampfe gegen den Staat, so sehe die Bergpredigt die ganze Frage als religiös gleichgültig an. Jesu bekanntes Wort vom Zinsgroschen sei so zu verstehen: „Gebt meinetwegen sogar dem Kaiser, was des Kaisers ist, wenn ihr nur Gott gebt, was Gottes ist!" Wie wertlos wird so die Rechtsordnung! Ist der Unterschied von Eigentum und Diebstahl wirklich noch groß? Das sei etwa die Ansicht, die dem Gleichnis vom ungerechten Haushalter zugrunde liegt.

Wenn Religion und Recht einander so völlig fremd sind, dann war natürlich auch Sohms Kampf gegen das Kirchenrecht grundsätzlich richtig.

Eine positive Beziehung zwischen Recht und Religion besteht schließlich zwar, sofern das Dasein der Rechtsordnung wie aller Werte eine Voraussetzung des wertüberwindenden Verhaltens ist. Aber es sei das eine Beziehung wie die der Sünde zur Erlösung.

6

Doch gerade an solchen Formeln wird die Einseitigkeit, die schwache Stelle dieser ganzen Religionstheorie deutlich.

Die Frage zwar wird wahrscheinlich auf unseren Juristen wenig Eindruck machen, wie denn nach seiner Theorie die Religion von einem anderen uns gleichfalls längst bekannten wertüberwindenden Verhalten zu unterscheiden sei. Nämlich vom Humor — diesen im tieferen Sinn genommen, so daß er nichts mit dem Komischen zu tun hat, sondern als die Lebensstimmung der großen Dichter mit einem lächelnden und einem weinenden Auge, Shakespeare, Dickens, Fritz Reuter. Wir würden zur Antwort erhalten, echte Religion und dieser Humor wohnten mindestens sehr nahe beieinander; es sei kein Zufall, daß Jesus, Luther und viele andre Fromme ihn gehabt hätten; man dürfe ruhig sagen, solch echter Humor und die rechte Frömmigkeit seien eins.

Sei dem wie es wolle, ich fasse, was gegen diese ganze Religionstheorie zu sagen ist, anders. Werden nicht, wenn Religion in so scharfen Gegensatz zum Recht tritt, auch Religion und Moral zu sehr auseinander gerissen? Natürlich kommt es hier schließlich darauf an, ob man Religion zu fassen sucht, sofern sie sich von der Moral unterscheidet, ob man sozusagen einen reinen Begriff von Religion in ihrer Eigenart herausstellen will, oder ob man vielmehr vor Augen hat, was Religion für uns geschichtlich, tatsächlich allein sein kann, was sie im Christentum, besonders im protestantischen Christentum ist. Für uns ist die Moral eine strenge, eifrige Göttin; sie duldet nicht, daß der Mensch andre Götter neben ihr habe. In einem Menschen, dem das Ideal einheitlicher Lebensführung, reinen Wollens aufgegangen ist, können Religion und Moral nur dann zusammenleben, wenn sie sich innig durchdringen. Ist Religion wirklich jene Wegkapelle, in der müde Wanderer für kurze Zeit einkehren, oder nicht vielmehr zusammen mit der Moral die Kraft und Wärme inneren Lebens, die uns den Wanderstab führen, vorwärts schreiten, die Hände regen läßt? Es mag sein, daß das Religiöse uns in seiner Eigenart besonders stark bei manchen Menschen und Völkern des Orients entgegentritt und daß eine Religionstheorie, die auf diese Formen der Religion paßt und den Unterschied von Religion und Moral scharf hervorkehrt, an sich richtig ist, aber wir Abendländer sind nun einmal aktiver, als daß wir solche weltabgewandte Religion haben wollten und behalten dürften.

Gewiß spielt hier auch der Unterschied herein, der stets zwischen einer mehr ästhetischen und einer mehr ethischen Frömmigkeit besteht. Der Reichtum ästhetischer Interessen, den unser Jurist besitzt, hat eine ausreichende Würdigung der Zusammenhänge von Religion und Moral erschwert. Es hängt mit diesem Unterschied ein weiterer zusammen. Diese ästhetischen Interessen stehen in Wechselwirkung mit einer optimistischen Lebensstimmung. Auch die Religion hat nun zwar ihren Optimismus. Aber es ist, wenn man so sagen darf, transzendentaler, nicht empirischer Optimismus. Im Ahnen des Letzten wird der Glaube froh, nicht im Blick auf die Welt, wie sie vor unseren Augen liegt. An dieser erfreut sich der ästhetische Optimismus; er spielt aber in den höheren Religionen nur eine geringe Rolle.

Einen Vorbehalt muß freilich all solche Kritik machen. Wer so stark die Spannungen und Widersprüche im Leben des Menschen hervorkehrt, wie unser Jurist, wer bei aller Ablehnung eines verschwommenen Irrationalismus und aller Hochschätzung heller Vernunft doch so klar die Widersprüche sieht, die im religiösen Denken liegen, der darf erwidern: „Ich kenne die andre Seite der Sache auch; hier aber wollte ich sie nicht hervorkehren."

7

Hätte er anonym geschrieben, so wäre seine Schrift, weil sie an manchen Stellen ungemein lebendig gehalten ist, objektiver Würdigung und vielseitiger Achtung sicher. Und diejenigen Leser dieses meines Aufsatzes, denen die besprochene Schrift nicht ohnehin bekannt war und die auch nicht etwa nach löblicher Gewohnheit zuerst den Schluß meiner Darlegungen gelesen haben, bitte ich geziemend um Entschuldigung wegen der Bevormundung, die darin lag, daß ich den Namen des Verfassers bisher zurückhielt. Freilich darf solche Entschuldigung nur fordern, wer ganz sicher ist, daß nicht etwa bei ihm das Amt oder die ihm bekannte Parteistellung eines Schriftstellers Sympathie oder Antipathie wecken. Denn weder darf eine philosophische Schrift damit empfohlen werden, daß ihr Verfasser der jetzige*) deutsche Reichsjustizminister ist. Noch darf eine Religionstheorie in den Augen konservativ gesinnter Mitbürger dadurch verdächtigt werden, daß sie von einem Sozialdemokraten stammt. Gustav Radbruch hat, als er noch Professor für Strafrecht, Kirchenrecht und Rechtsphilosophie in Kiel war, in den Vorträgen der Kantgesellschaft (Berlin, Reuther und Reichard) seine Religionsphilosophie des Rechts zusammen mit dem Vortrage von Paul Tillich über Theologie der Kultur veröffentlicht (1920, 52 Seiten). Theologen, Juristen, Philosophen sollen an solchen Schriften die Probe darauf machen, ob sie dergleichen „ohne Ansehen der Person" zu lesen vermögen.

Kiel Hermann Mulert

*) Heute nicht mehr. Zu dem Folgenden: Es scheint mir doch bedeutsam und wertvoll, daß wir eine solche Würdigung der Religion von sozialdemokratischer Seite bekommen haben. Über Tillich Ausführliches in einer der nächsten Nummern. D H

Das Scherflein der Witwe und seine indische Parallele

1

Es kann sich im Folgenden nur um ganz kurze Bemerkungen handeln. Kürzlich veröffentlichte D. Hans Haas, Professor der Religionsgeschichte in Leipzig, als Nr. 5 der „Veröffentlichungen des Forschungsinstituts für vergleichende Religionsgeschichte an der Universität Leipzig" das mit Tafeln, Abbildungen und einer Karte ausgestattete, hoch bedeutsame Buch: „Das Scherflein der Witwe und seine Entsprechung im Tripitaka" (bei J. C. Hinrichs in Leipzig). Es ist ausdrücklich vor allem für Theologen bestimmt. Trotz des in Ausdrücken, Wortstellung und Satzbau eigenartigen Stils des Verfassers, auch trotz einer großen, zweifellos, um allerlei Schutt abzutragen, beabsichtigten, Umständlichkeit der Untersuchung hat das Buch als Sammlung einer Fülle von Literatur und Beurteilungsmaterial, ebenso um seiner vorsichtigen und umsichtigen Methode und seiner Gründlichkeit willen dauernden Wert. Die jungen Theologen sollten sich all die Anregungen dieses Buches zunutze machen und nun z. B. das Brotwunder Jesu und die entsprechenden indischen Stoffe untersuchen, ebenso das Wandeln auf dem Wasser hier und dort (vgl. Jataka 190 usw.), die Verklärungsgeschichten, Hellsehen und Weissagen Buddhas, seine Lehrweise in Sprüchen und Gleichnissen, die Himmelfahrten in der Religionsgeschichte und vieles Andere. Bisher war man, und ist man vielfach noch, bei solchen Untersuchungen vorwiegend auf englische und französische Texte angewiesen. Haas zeigt, wie mißlich das ist. Es sollten daher die Direktoren der — freilich leider ja noch nicht überall vorhandenen — religionsgeschichtlichen Seminare den jungen Theologen dazu helfen, daß ihnen, wie sie das Haas getan haben, die Sinologen, Sanskritisten, Orientalisten jeglicher Art die Quellen wissenschaftlich und zuverlässig übersetzen. Auf Dutoit's Übersetzungen der Jatakas z. B. kann man sich, soviel ich weiß, nicht unbedingt überall verlassen, wohl aber auf O. Franke-Königsberg (vgl. dessen Dighanikaya). Haas' Buch ist ein schönes Beispiel echt wissenschaftlichen Arbeitens, insbesondere auch der Zusammenarbeit mit den Fachgelehrten der Einzelgebiete. Hier, wie in der theologischen Arbeit überhaupt, sollte es noch mehr Organisation geben; dann würden Fortschritte erzielt.

2

Vor Allem ist zu ersprießlichem religionsgeschichtlichem Vergleich nötig, daß man den Wortlaut der Texte usw. und alle zum Verständnis und zur Beurteilung der in Betracht kommenden Texte, Urkunden nötigen Materialien genau und aus erster Hand kennt. Allzu rasch hat man da, z. B. auch auf rabbinischem Gebiet, in früheren Zeiten und bis in die Gegenwart hinein (für das Rabbinische z. B. Arthur Drews), auf unsicherer Grundlage aufgebaut. Für das „Scherflein der Witwe" kommt vor allem ein chinesischer Text in Betracht, der etwa aus dem Jahre 405 n. Chr. stammt und auf ein Sanskritoriginal zurückgeht, das den um die Zeit Christi etwa lebenden Asvaghosa zum Verfasser hat. Leider ist das Sanskritoriginal bisher nur sehr unvollständig aufgefunden worden. Der bis jetzt zugängliche indische Text ist viel umfangreicher und breiter als die beiden biblischen Texte Mark. 12, 41—44 und Luk. 21, 1—4, die sehr knapp erzählt sind. Bei Matthäus und Johannes fehlt die Geschichte. Haas glaubt behaupten zu können: 1. die neutestamentliche Geschichte stammt aus Indien; 2. außer der Grundidee sind neun wichtige gemeinsame Züge festzustellen (ein Weib, Spende an die Kirche, zwei Geldstücke, sie opfert alles, ihre Gesinnung wird anerkannt, sie ist arm, gleichzeitig spenden Reiche, sie repräsentiert schenkende Armut, den Jüngern oder Ordensbrüdern gegenüber wird ihre Tat anerkannt); 3. von Lukas aus ist die Geschichte in Markus eingedrungen, da sie Matthäus im Markus noch nicht gelesen hat, sie aber der Art des Lukas besonders gut entspricht; 4. die vorhandenen Unterschiede können das Gewicht der gemeinsamen Züge nicht abschwächen.

Was ist dazu zu sagen?

3

Es ist m. E. nicht unmöglich, daß sich im Neuen Testament indische Stoffe, indische Beeinflussung findet*). Haas gibt ausführliche Nachweise dafür, daß gerade in neutestamentlicher Zeit der Verkehr zwischen China-Indien und dem Westen sehr lebhaft war. (Vgl. vor allem die beigegebene Karte.) Umgekehrt erwägt Haas mit Recht auch die Möglichkeit, daß das Neue Testament nach Indien hinübergewirkt hat. Im ersten Falle würde die biblische Erzählung eine starke Vereinfachung und Verkürzung des indischen Stoffes darstellen, im letzten Falle würde in Indien der biblische Stoff stark verbreitert und ausgestaltet worden sein. Da Haas den Theologen auf Gebieten zur Hand gehen will, die ihnen bisher ferner liegen, legt er das Schwergewicht auf das Heranrücken dieser Materialien und geht auf die biblischen Texte mehr anhangsweise ein. Die geschichtliche Tatsächlichkeit sowohl des biblischen als des indischen Stoffes nimmt Haas nicht an. Er hält sie beide für Dichtung, Legende, Gedanke in Form der Erzählung. Die Möglichkeit, daß der biblische und der indische Stoff völlig unabhängig voneinander sind, lehnt Haas unter Hinweis auf die vorhandenen Übereinstimmungen ab.

Tatsächlich liegt nun, wenn man das kirchliche Gemeindebewußtsein der Gegenwart bei uns in Deutschland in Betracht zieht — und das ist ja für den praktischen Geistlichen, den Lehrer wichtig —, die Sache so, daß die Frage nach der geschichtlichen Tatsächlichkeit der biblischen

*) Vgl. mein Diktatheft „Johannesevangelium" (Tübingen, Mohr).

Erzählung dies Gemeindebewußtsein — natürlich nicht bei allen Gemeindegliedern und Kirchgängern — lebhaft interessiert. Es ist daher nötig, diese Frage ausdrücklich zu behandeln. Außerdem gilt es, sich in Wortlaut, Aufbau, Gedankengehalt hier wie dort zu vertiefen, natürlich auch in den Zusammenhang, in dem die Stoffe überliefert sind.

Was ergibt sich?

4

Der Zusammenhang ist bei Markus und Lukas genau der gleiche: vorher ein Wort gegen die Schriftgelehrten, hinterher die Frage nach den Steinen des Tempels. In dem Wort gegen die Schriftgelehrten wird gesagt, daß sie „die Häuser der Witwen verzehren". Da nun auch in der hier zu untersuchenden Geschichte von einer Witwe die Rede ist, könnte man an sogenannten Stichwortzusammenhang denken*). Andererseits erklärt die Lokalisierung der Geschichte im Tempel zu Jerusalem, daß sie gerade an der Stelle erzählt wird, wo sie steht. Dennoch besteht die Möglichkeit, daß die Geschichte fehlen könnte, ohne eine bemerkbare Lücke zu hinterlassen. Bei Matthäus fehlt sie. Ob er unser Markus-Evangelium benutzt hat, ist mir fraglich. Haas ist der Meinung, daß Lukas die Geschichte aus der mündlichen, fließenden christlichen Tradition gewissermaßen aufgefischt und daher von Anfang an in seinem Evangelium gehabt hat, während sie in Markus von Lukas her eingedrungen sei. Auch dies ist mir aber fraglich; denn der Lukas-Text ist kürzer als der Markus-Text; er macht den Eindruck der Kürzung auf das Allerknappste. Der Markus-Text ist anschaulicher, ursprünglicher und steht palästinensischen Verhältnissen und Ausdrucksformen näher. Diese Lage der Dinge berechtigt Haas nicht zu behaupten, daß die Geschichte „zum echten Erinnerungsgut der ersten Jüngergemeinde de facto nicht gehört habe".

Wie steht es nun mit ihrem Gedankengehalt und ihrer geschichtlichen Tatsächlichkeit? Lukas betont zunächst, daß Jesus die Reichen ihre Gaben spenden sah, und stellt diesen Reichen die arme Witwe gegenüber. Markus redet von dem Volk und „vielen Reichen" und stellt denen allen die eine, arme Witwe gegenüber, also den Vielen die Eine. Bei Markus ist alles anschaulicher und genauer als bei Lukas. Den „Gotteskasten" haben beide (= gazophylakion). Das hier stehende griechische Wort bezeichnet sowohl den Raum im Tempel zu Jerusalem, in dem die schopharoth (Behälter in Form von Widderhörnern) standen, die zur Aufnahme der Spenden bestimmt waren (Joh. 8, 20), als auch einen einzigen derartigen Behälter (am hier fraglichen Ort). Auch dieser Ausdruck spricht für das hohe Alter der Geschichte, wie die ganze, genaue, Palästinensern bekannte Situation. Bis hierher enthält die Geschichte schwerlich irgend etwas, was gegen die geschichtliche Tatsächlichkeit spräche.

Haas nimmt nun Anstoß daran, daß die arme Frau als Witwe erkennbar gewesen sei, lehnt auch einen Hinweis auf Jesu hellseherische Fähigkeit ab. Nun werden aber Judith 8, 5; 9, 1; 10, 2; 16, 9 das „Sacktuch" (als Trauerkleid) und die „Witwenkleider" nebeneinander genannt. Bei uns heutzutage erkennt man vielfach die Witwe einerseits an ihrem doppelten Ehering, andererseits an der Art ihrer Trauerkleidung, die für Witwen vielfach anderer Art ist als etwa für junge Mädchen oder sonst für trauernde Frauen. Daß das zu Jesu Zeit anders gewesen sei als bei uns, soweit es sich dabei um die Tracht handelt, behauptet Haas doch wohl zu rasch, wenn man die Aussagen im Buche Judith bedenkt. Hellseherische Fähigkeiten werden von Jesus in den Evangelien zweifellos mehrfach ausgesagt. Heutzutage, wo man auf diese Dinge mehr als früher aufmerksam ist, dürfte es kein Zeichen von Kritiklosigkeit und Unwissenschaftlichkeit sein, wenn man darüber vorsichtig urteilt und nicht so schnell mit „Legende", „Sage", „ungeschichtlich" usw. bei der Hand ist. Das gilt auch von der Frage: Woher weiß Jesus, daß die zwei kleinsten Geldstücke den gesamten, täglichen Lebensunterhalt der Witwe darstellen? Zweifellos handelt es sich nämlich dabei um den Lebensunterhalt für einen, den gegenwärtigen Tag. (Vgl. die rabbinische Parallele Haas S. 98.) Aus den (S. 97 bei Haas angeführten) rabbinischen Nachweisen folgt, daß die Frau zwei Geldstücke geopfert hat, nicht eins. Auch in dieser Münzfrage macht der biblische Text den Eindruck höchsten Alters.

Für den Sinn der Geschichte sind nun die Worte Jesu ausschlaggebend. Markus ist hier wieder anschaulicher und ausführlicher als Lukas: Jesus ruft seine Jünger herbei und spricht zu ihnen über die Witwe, vielleicht in deren Beisein, so daß sie seine anerkennenden Worte mit anhört. Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß Jesus und seine Jünger die Frau gekannt haben. Jesus wertet die Gabe der Frau höher als die Gaben aller Anderen zusammen, und zwar deswegen, weil die Frau alles hingegeben hat. Auf diese ganze, ungeteilte, völlige Hingabe kommt ihm alles an. Mir will scheinen, daß diese Ganzheit, dies Heroische zu Jesus sehr gut paßt, auch gerade in jener Zeit seines Lebens, kurz vor der Leidenszeit, in der die Geschichte erzählt ist. Daß die Ausdrücke „Überfluß" und „Mangel", die Jesus hier verwendet, in 2. Kor. 8 ihre Parallele haben, wie Haas mit Drews hervorhebt, ist kein Beweis für die Unmöglichkeit der entsprechenden hebräisch-aramäischen Ausdrücke im Munde Jesu (vgl. Delitzschs Hebr. N. Test.). Von einer Belohnung der Frau im Diesseits oder Jenseits sagt der biblische Text nichts, obwohl der Gedanke der Anerkennung durch Gott im Diesseits und Jenseits Jesus nicht fern liegt. Hier aber besagt die Geschichte lediglich: für den Wert der Spende an das Heiligtum ist die Größe der Gabe nicht maßgebend, sondern die Gesinnung, die alles zu opfern bereit ist. Übrigens setzt die Geschichte notwendig den Bestand des Tempels voraus, muß also auch deswegen sehr alt sein, d. h. in die Zeit vor 70 n. Chr. gehören. Daß die Gabe gerade der Kirche, dem Tempel gegeben wird, ist nicht betont. Das würde ja auch der Haltung Jesu widersprechen, obwohl er durchaus nicht (vgl. Bergpredigt) den Kultus und Tempel als solchen bekämpft hat.

So sehe ich zunächst keinen zwingenden Grund, die Ungeschichtlichkeit dieser Erzählung zu behaupten. Bultmann (Gesch. der synoptischen Tradition, 1921) will freilich die Geschichte, unter Hinweis auf rabbinische Parallelen, als ideale Szene auffassen, d. h. als Gedanke in Erzählungsform. Richtig ist, daß diese Möglichkeit besteht. Die heutige Predigt würde ja auch zweifellos sich lediglich auf den Gedankengehalt konzentrieren und die Frage der Geschichtlichkeit gar nicht zu berühren brauchen. Aber die Frage ist eben doch die, ob nicht die geschichtliche Tatsächlichkeit auch gelegentlich „ideale Szenen" zeigt. Die Geschichtsforschung kann hier sehr schwer zu unbedingt sicheren Ergebnissen kommen. Daß die Geschichte innerhalb der palästinensischen Urgemeinde geformt ist, nimmt Bultmann gleichwohl an, hält sie also für sehr alt.

5

Wie steht es nun mit der indischen Geschichte? Es ist schade, daß Haas auf die Umgebung dieser Geschichte in dem Buche des Asvaghosa nicht etwas näher eingeht. Er sagt aber, daß sie unter 90 Erzählungen ähnlicher Art die 22. ist, und daß die meisten dieser Geschichten, wie auch die vorliegende, mit einem haec fabula docet, d. h. der Formulierung dessen, was sie lehren sollen, eingeleitet sind. Danach ist der ausdrücklich formulierte Sinn der

*) Vgl. hierüber Bultmann, Geschichte der synoptischen Tradition.

indischen Geschichte: *Beim Almosenspenden (Spenden für die Kirche) ist die Hauptsache ein edles, gläubiges Herz, nicht die Größe der Gabe.* Werden auch nur 2 Geldstücke mit solcher Gesinnung gegeben, so ist die Vergeltung dafür doch unermeßlich groß. Man sieht, daß hier gerade auf die Vergeltung besonderes Gewicht gelegt wird. In der Tat spricht hier die Frau den lebhaften Wunsch nach Vergeltung für ihr Verdienst aus und wird dann auch sehr bald zur Königin erhoben. Als solche spendet sie dann reiche Gaben, deren Wert aber ihrer ersten Gabe gegenüber viel geringer eingeschätzt wird. Von alledem hat die biblische Erzählung nichts. Es handelt sich ferner in der indischen Geschichte nicht um eine arme *Witwe*, sondern um eine arme, offenbar noch jüngere, schöne Frau, die des Königs Liebe erweckt. Auch geht die Anerkennung der Frau nicht von Buddha aus, der Jesus entsprechen würde, sondern von dem Vorsteher der Ordensbrüder, der Kirche. Die Geschichte spielt auf einem Berge bei Gelegenheit der durch König Asoka (um 250 v. Chr.) eingeführten religiösen Versammlungen. In die Zeit und das Leben Buddhas wird sie nicht versetzt. Poesie und Prosa mischen sich in ihr. Auch dies ein Unterschied von der biblischen Geschichte. Die Frau bettelt um Speise. Die 2 Geldstücke (Kupfergeld) hat sie kürzlich auf einem Dunghaufen gefunden. Die Fähigkeit, „die Herzen der Menschen zu erkennen", die der Sthavira (Vorsteher der Ordensbrüder) besitzt, wird ausdrücklich hervorgehoben. Die Frau tritt mit ihren Gedanken und Wünschen lebendig hervor. Dies ist der biblischen Erzählung fremd. Das Ganze macht, wie Haas ausdrücklich sagt, den Eindruck der *priesterlichen Kunstdichtung*. Auch Wunderhaftes wird erzählt. Die Schnelligkeit und märchenhafte Art der Vergeltung des Verdienstes erweckt Bedenken gegen die Geschichtlichkeit. Die biblische Erzählung ist viel knapper, schlichter. Anschaulich ist die indische Erzählung und sorgfältig, in echt indischer Geistes- und Darstellungsart ausgearbeitet. Auch hier handelt es sich um eine Spende von 2 kleinen Geldstücken. Die Ähnlichkeit des ersten Teils der Geschichte mit der biblischen Geschichte fällt auf. Aber der zweite Teil, die Vergeltung, gehört in der indischen Geschichte notwendig dazu. Nicht unmöglich ist, daß die Geschichte ihrerseits eine Geschichte hinter sich hat, d. h. früher einfacher erzählt war. Ob sie aber je ohne den zweiten Teil vorhanden war, ist unwahrscheinlich. Doch, wer will hier alle Möglichkeiten mündlicher Überlieferung erschöpfen! Von Buddha selbst werden ähnliche Geschichten erzählt. Das Motiv der Anerkennung geringster Gaben ist in Indien und bei den Rabbinen geläufig. In einer Atmosphäre, in der, wie etwa auch im Katholizismus, das Spenden von Almosen ganz besonders betont wird, entstehen zweifellos solche Geschichten leicht, wie sie andererseits zweifellos gerade da auch in Wirklichkeit als tatsächliche Ereignisse besonders leicht vorkommen. Wer will da entscheiden, was „ideale Szene", „Legende", „Gedanke in Form der Erzählung" und was geschichtliche Tatsächlichkeit ist! Auch merkwürdige, wunderbare Schicksalswendungen von Armut zu Reichtum und umgekehrt kommen vor. Daß es sich gerade um 2 und nicht um 1 Geldstück oder um 3, 4 oder 6 handelt, braucht noch keine Beziehung zwischen der indischen und der biblischen Erzählung zu beweisen. Haas weist selbst auf das Motiv der 2-Zahl hin, das mithin beliebt ist. Zählt man die Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten, so ist die Zahl der Unterschiede größer als die der Übereinstimmungen.

Alles in Allem, ich stimme *Windisch* (bei Haas S. 171) zu, der sagt: „Neben der Möglichkeit der Entlehnung bleibt m. E. trotz allem die Möglichkeit spontaner Entstehung", wozu ich noch hinzufügen würde: vor allem bleibt in erster Linie für die biblische Erzählung die Möglichkeit durchgängiger geschichtlicher Tatsächlichkeit und für die indische Geschichte die Möglichkeit eines größeren oder geringeren geschichtlichen Kerns.

Viele Gemeindeglieder haben für solche Untersuchungen Interesse und fühlen sich dadurch nicht beunruhigt, andere fühlen sich dadurch beunruhigt und haben dafür auch kein Interesse. Vielen genügt der Gedankengehalt der Geschichte an sich völlig und die Einstellung darauf, daß man die gemeinte ideale Hingabe, den heroischen Opfersinn, die große, zu allen Opfern bereite Liebe Gott gegenüber, auch der Kirche gegenüber, nicht nur theoretisch, sondern praktisch betätigen soll. Zweifellos ist das das Allerwesentlichste. Verkehrt aber wäre es, wenn nun die, die so religiös-praktisch-ethisch eingestellt nd, der Wissenschaft Einhalt gebieten wollten. Der Geistliche muß auch denen dienen, die wissenschaftlich-historisch eingestellt sind. Er hat diesen gegenüber die Erzieheraufgabe zu wirklicher, lebendiger Religion und Sittlichkeit und jenen gegenüber, die etwa einseitig religiös-praktisch denken, die Aufgabe, auch sie mit Takt, Schonung, Wärme und Vorsicht über die Tatsachen und Probleme der Wissenschaft, besonders der Bibelwissenschaft, auf dem Laufenden zu halten.

Leipzig *Paul Fiebig*

Zu dem Artikel „Auferstehungsglaube"

in voriger Nummer

Frank, der angesehene Dogmatiker konservativ-lutherischer Rechtgläubigkeit, schrieb schon 1880 in seinem „System der christlichen Wahrheit", Bd. 2, S. 461: „Undenkbar freilich wäre die Annahme einer stofflichen Identität des Auferstehungsleibes mit dem irdischen. Aber die Schrift verweist auch keineswegs auf dieses Undenkbare, da doch Paulus nicht das psychische, materielle Soma (= Körper) auferstehen läßt, sondern ein pneumatisches. Die Vorstellung einer stofflichen Identität ist um so ungeschickter, als solche Identität auch während des irdischen Lebens nicht existiert, vielmehr das *Material* des Leibes in fortdauerndem Wechsel begriffen ist. Das Wesen des *Leibes* ist seine *Form*, wie sie auch während des irdischen Daseins fort und fort trotz des stetigen materiellen Andersseins sich erhält. Und von dieser (Form, also nicht von der stofflichen Materie) wird zu behaupten sein, daß sie der abgeschiedenen Seele restituiert wird." „Form" bedeutet hier nicht den geometrischen Umriß des Körpers, sondern das Prinzip seines Aufbaues und seiner Gestaltung. Und: „Leib" ist dann nichts Anderes als das Organ der Seele, vermöge deren sie sich „den Körper baut". Diese Spekulation ist uns wohl erlaubt und weicht von der obigen nicht ab, liegt auch einigermaßen in der Linie der Spekulation Pauli, und man kann sie verwenden, wenn man sie als mögliche Spekulation, nicht als Glaubensverkündigung selber annimmt. Zugleich aber ist klar, daß es dann auch für Frank keine Auferstehung „des Fleisches" gibt, und daß für ihn die Berufung auf „das offene Grab" für die Auferstehung keinen Sinn hat, ja gar nicht möglich ist. Leider hat er diese seine ganz handgreifliche Abweichung von der naiven Anschauung und vom „Apostolicum" niemals praktisch wirksam werden lassen. Hätte er, als der Gewährs- und Vertrauensmann so vieler „Positiver", das getan, so wäre viel Hader vermieden.

R. Otto

Vom Evangelisch-sozialen Kongreß

Der Evangelisch-soziale Kongreß hat unter den wechselnden Zeitverhältnissen lange geschwiegen. Eine Versammlung des weiteren Ausschusses in Berlin hat aber nunmehr einmütig die kraftvolle Wiederaufnahme der Kongreßarbeit beschlossen. Allgemein war man der Überzeugung, daß unsere Kirche und unser Volk die sozialen Gedanlen und Kräfte, die im Evangelisch-sozialen Kongreß und in Männern wie Sohm und Gregory, Adolf Wagner und Friedrich Naumann lebendig gewesen sind, in den Wirren und Enttäuschungen der Gegenwart nötiger brauchen als je. Wird auch die Arbeitsweise des Kongresses unter den vielfach veränderten Verhältnissen manche neue Einstellung erfahren müssen, so ist doch das Programm des Kongresses: „die sozialen Zustände unseres Volkes vorurteilslos zu untersuchen, sie an dem Maßstabe des Evangeliums zu messen und dessen sittliche und religiöse Forderungen für das heutige Wirtschaftsleben fruchtbarer und wirksamer zu machen als bisher" weder erfüllt noch veraltet. Es gilt, unsere gärende Zeit mit ihren wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen, ihrer ethischen und religiösen Lage eindringlich zu studieren und psychologisch zu begreifen. Es soll unsere Aufgabe sein, über den

Streit der Parteien hinweg eine Basis zur Verständigung in den schweren Gegenwartsfragen und einen Sammelpunkt aller derer zu schaffen, die inmitten aller Zerrissenheit unserer Tage eine soziale Volksgemeinschaft bauen möchten. Es kommt darauf an, in allen Schichten unseres Volkes soziale Gesinnung zu wecken und unserer evangelischen Kirche ihre soziale Aufgabe und Verantwortlichkeit zum Bewußtsein zu bringen. Es handelt sich für uns darum, allen, die aus dem Materialismus und Pessimismus der Gegenwart sich heraussehnen, die ewigen Kräfte des Evangeliums zu erschließen und die geistigen und sittlichen Werte zu zeigen, die in allem äußeren Zusammenbruch uns unverlierbarer Besitz bleiben. Zu solcher Arbeit rufen wir alle Mitglieder und Freunde des Evangelisch-sozialen Kongresses auf, sich mit uns von neuem zusammenzuschließen. Nach dem Rücktritt des bisherigen Generalsekretärs, Pfarrer D. Schneemelcher, haben wir mit der Geschäftsführung des Kongresses den Vorsitzenden der Sächsischen Evangelisch-sozialen Vereinigung, Pfarrer Herz, Leipzig-Gohlis, beauftragt. An ihn bitten wir alle Meldungen zur Mitgliedschaft und alle sonstigen Mitteilungen zu richten. Alle Beiträge (Halbjahrsbeitrag mindestens 500 Mark) sind auf das Postscheckkonto Leipzig 57 134 der Sächsischen Evangelisch-sozialen Vereinigung einzuzahlen. Für Pfingsten 1923 ist ein Kongreß in Iserlohn in Aussicht genommen.

Der Vorstand des Evangelisch-sozialen Kongresses

D. v. Harnack, D. Baumgarten, Ehrenpräsidenten; Pfarrer Herz, Geschäftsführer. Lic. Geibel. D. Kirmß. Marie Martin. D. Rahlwes. Studienrat Schlemmer. D. Schneemelcher. Pfarrer Schubring. Pfarrer Stier. D. Thieme. D. Titius. Dr. Zimmermann. Für die Landesvereinigung Sachsen: Pfarrer Liebster. Württemberg: Pfarrer Voelter. Baden: Pfarrer Dr. Lehmann. Schleswig-Holstein: Röhrig. Für die Freunde der Christlichen Welt: D. Rade. Für den weiteren Ausschuß: D. Mahling. Fabrikant Menrath. Gewerkschaftsvorsitzender Streiter. Christian Tischendörfer. D. Weinel.

Fort mit der Kanzel

Als ich vor dreißig Jahren junger Pfarrer war, wurde vielfach für die Abschaffung der Kanzel gewirkt. Ein Erfolg wurde aber auch bei Neubauten nur wenig erzielt. Seitdem hat der Gedanke etwas geruht. Das ist sehr schade.

Wenn die Pastoren gute Redner werden wollen, ist die Abschaffung der Kanzel fast eine Vorbedingung. Friedrich Naumann, unser verstorbener bester Volksredner, hat mir einmal gesagt: Man muß so reden, daß man dem nächsten Zuhörer am Munde abliest, was er gesagt wissen will. Das ist völlig richtig. Dann muß man aber den Zuhörern so nahe wie möglich stehen. Wenn man in der Familienstube am Tische sitzt, weiß man am besten, was die Leute von einem zu hören verlangen und was sie interessiert. Man hört sofort auf oder schlägt einen andern Gegenstand an, wenn man sieht, daß sie sich langweilen.

Das muß auch auf der Kanzel so sein. Da geht das aber gar nicht. Da steht man seinen Zuhörern so fern wie möglich. Namentlich wenn die Kanzeln an der Wand angebracht sind, und die Leute oft ganz hinten sitzen, wie das häufig geschieht, wenn nur Wenige in der Kirche sind. Ideal sind die Kanzeln selten. Fast nie hat man seine Zuhörer so nahe vor sich, daß man mit ihrem Mienenspiel in Austausch treten könnte.

Man warnt Kandidaten beim Predigtlernen vor der Gefahr, zu Hause vor leeren Stühlen die Predigt laut herzusagen. Man bedeutet ihnen, sie würden dann auch in der Kirche so abgeblaßt predigen wie vor den leeren Stühlen. Sie sollten sich immer bestimmte Personen vor Augen halten, die sie zu überzeugen hofften. Aber wenn nun die Kirchen selber recht leer sind und man predigt dann von der Kanzel aus zu Leuten, die ganz weit hinten sitzen, dann klingen die Worte wie in die leere Luft gesprochen, dann ist eine elektrische Verbindung mit den Zuhörern, wo die Funken herüber und hinüber springen, gänzlich ausgeschlossen.

Der sogenannte Kanzelton, das hohle Pathos ist mit durch die Kanzel verschuldet. Die Pastoren, die fast nur auf den Kanzeln reden, sind selten gute Redner. Das werden sie nur in Vereinen und Versammlungen. Ich bin jetzt seit drei Jahren wieder im Amt, nachdem ich 22 Jahre außerhalb des Pfarramts gestanden habe, aber ich merke bereits sehr stark den ungünstigen Einfluß der Kanzel auf die Beredtsamkeit.

Die Kanzel paßt überhaupt nicht in die evangelische Kirche, in die Kirche des allgemeinen Priestertums, wo der Pfarrer nicht über seinen Gemeindegliedern, sondern mitten unter ihnen stehen soll. Die Kanzel hat etwas Katholisches an sich, und es ist bedauerlich, daß sie die Bilderstürmer nicht vollends hinausgeworfen haben.

Nun soll ja die Predigt nicht ohne Weiteres die Volksrede nachahmen. Die Rede soll in ruhiger Weise erbauen, etwas von allgemeiner Anbetung enthalten. Aber in der Hauptsache ist dazu die Liturgie da. Da soll das Gewicht der Anbetung gepflegt werden. Manche Predigt würde gewinnen, wenn sie vom Altar aus gehalten würde; die Reden, die vom Altar aus gehalten werden, wirken auch in der Regel besser.

Nun kann ja die Kanzel grundsätzlich nur bei Neubauten eine angemessene Stelle erhalten, und Neubauten dürften heute ganz selten sein. Aber man könnte auch in den jetzigen Kirchen eine Plattform mit Rednerpult ohne große Schwierigkeit anbringen. Und zwar vor dem Altar etwas zur Seite, dabei das Pult nicht so hoch, daß es den Anblick des Altars stört. Die Kanzel mag man ruhig an ihrem Ort lassen, für besondere Gelegenheiten, z. B. für Feste, wo die Kirchen recht voll sind. Da ist eine Rede von der Kanzel aus unter Umständen ganz angebracht. Da kann man eher vom Turm aus in die Versammlung hineinrufen, weil es da weniger um intime Wirkung handelt.

Jedenfalls muß die Losung ausgegeben werden: So schnell als möglich fort mit der Kanzel! Wir brauchen keine Schwalbennester, sondern wollen unmittelbar in der Gemeinde stehen.

Prösen Hermann Kötzschke

Otto Ubbelohde

Im Jahre 1904 sah ich ihn zum ersten Male, in einem Konzert in der Aula der Marburger Universität. Aus den Professoren, den Studenten und Philistern stach Einer heraus, schon durch seine persönliche Tracht: ein großer, schöner Mann (im Sinne charaktervoller Männlichkeit), mit wettergebräuntem Gesicht, einer kühnen Adlernase und großen, feurigen, braunen Augen. Diese Augen haben sich am 8. Mai 1922 allzufrüh für immer geschlossen. —

Um die Nachrichten über Werke und Leben der wirklich deutschen Künstler der beiden älteren Blüten der deutschen Kunst, der Spätgothik und des Nordischen Barocks, ist es traurig bestellt[1]). Mit der Kunde von der letzten Blüte unserer Kunst, zu der Ubbelohde gehört, wird es in abermals vierhundert Jahren wohl noch trauriger aussehen. Denn diese Blüte dauerte als Ganzes nur etwa ein Jahrzehnt. Das neue kollektivistische Mittelalter, in dessen Anfang wir leben, wird für das Biographische so wenig Interesse haben, wie das alte, und die ungeheure Masse des Kunstschrifttums größtenteils versinken lassen. Da die größere Menge der Bücher, Zeitschriften- und Zeitungsaufsätze außerdem eine deutsch-feindliche Parteiliteratur ist[2]), bei uns, vom Ausland zu schweigen, so kann leicht das, was zufällig übrig bleiben wird, den jüngsten, wirklich deutschen Künstlern gegenüber ebenso verständnislos sein, wie Sandrart gegenüber Grünewald und Rembrandt. Deshalb ist es Pflicht, über die Besten, nicht nur die Genies, auch die Talente, in die Scheuern zu sammeln, was erreichbar ist[3]).

Otto Ubbelohde wurde am 5. Januar 1867 in Marburg als Sohn eines Professors der Rechte geboren. Seine Eltern waren nicht Hessen, sondern Niedersachsen aus dem Hannöverschen. Sein eigner Rassetypus war aber nicht niedersächsisch, sondern oberdeutsch. In der mütterlichen, der Ungerschen Familie lag künstlerische Begabung. Bei seinem Onkel, dem virtuosen Wiener Reproduktionsgraphiker Unger und bei Meyer-Basel lernte er die Radierung. Als nach der Schulzeit die innere Berufung zum Künstler klar war, wünschten ihn die Eltern nach Weimar zu schicken, aber sein Instinkt warnte ihn vor diesem Kulturkirchhof und er ging (1884) nach München. Seine Lehrer an der dortigen Akademie, Dietz, Hackl, Herterich und Löfftz, waren für sein eigenes Schaffen ohne Bedeutung. Die Kunst war dort gesunder, urwüchsiger, als namentlich in Berlin, aber auch als in Weimar, Cassel oder Düsseldorf. München und sein starkes Talent bewahrten ihn davor, einer der allzu vielen Nachahmer des französischen Impressionismus zu werden. In der Gedächtnisausstellung dieses Sommers, die in Marburg, Gießen und Cassel gezeigt wurde — leider war sie nicht der erwünschte Überblick über sein ganzes Werk und konnte es in diesen Zeiten wohl auch nicht sein — sah man den Zusam-

[1]) Bei Sandrart, Teutsche Akademie, Nürnberg 1675, 2. Teil, 2. Buch, S. 212, 232; 3. Buch, S. 236 kann man darüber nachlesen. Vgl. dazu und über die tieferen Gründe mein Grünewaldbuch, München 1909.

[2]) Für die altdeutsche Kunst vgl. die Nachweise a. a. O., für die jüngste genüge der Hinweis auf die Zeitschrift Kunst und Künstler (Berlin, Cassirer) und die Schriften von Meier-Gräfe gegen Menzel und Böcklin; vgl. anderseits Vinnen, Ein Protest deutscher Künstler, Jena 1911, und Matthäi, Der Krieg von 1914 und die bildende Kunst in Deutschland, 2. Aufl., Danzig 1915; die Aufnahme von Liebermann unter die Klassiker der Kunst, auf einer Linie mit einem Rembrandt und Michelangelo, unter Auslassung eines Grünewald, Hodler, Giotto, Masaccio usw. Vgl. CW 1910, Nr. 2, 13, 1913, 50.

[3]) Das Wichtigste kann ich zwar und hier nicht geben. Der Berufenste, Chr. Rauch in Gießen, sollte möglichst bald ein Verzeichnis von Ubbelohdes Lebenswerk drucken lassen und es dann zu einer Gesamtdarstellung der hessischen Schule um 1900 erweitern.

menhang mit jenem dekorativen, mäßig stilisierenden Münchner Kolorismus, der sich am stärksten in der Gruppe der Scholle ausprägte. Nicht zufällig machte unter den Mitstrebenden Buttersack mit seinem breiten, saftigen Farbenstil auf Ubbelohde besonderen Eindruck. Die Sommer führten ihn nach Schleißheim in Baiern, nach Jagstfeld in Schwaben, nach der Insel Reichenau in Alemannien, dann (189 und 95) in die niedersächsische Stammesheimat nach Worpswede, darauf nach Wehrda bei Marburg und endlich in das Dorf Goßfelden im oberen Lahntal, wo er 1897 dauernd seßhaft wurde. Kurze Zeit lehrte er an der Kunstgewerbeschule in Karlsruhe, aber das war nichts für ihn, er wollte schaffen, nicht unterrichten. Als ein ganz freier Mann lebte und arbeitete er in seinem von ihm selbst erbauten Bauernhause, in diesem so kultivierten und so persönlichen Hause, hinter Büschen und Bäumen, am fließenden Wasser, unter dem hohen, freien Himmel im weiten Tal, unter Hühnern und Enten, Hunden und Schweinen. Wie einer jener königlichen, nie unfreien niedersächsischen und friesischen Bauern hauste er, königlich auch in seiner Gastfreiheit, oft in frohen Stunden mit Freunden ein humorvoller Zechgenosse. Hier in der Geburts- und Wahlheimat, im wald- und dörferreichen, großstadtarmen Hessen, in dieser echt mitteldeutschen, ernsten, an mannigfach wechselnden Stimmungen reichen Landschaft wurde er zum bedeutendsten Landschafter in der Gruppe der hessischen Heimatkünstler. Er ist im Ganzen in seiner bildkünstlerischen Auffassung selbständiger und einheitlicher, als der nur durch Ausstellungen und Museen bekanntere Bantzer, der überdies meistens in Dresden lebte[4]). Wie wir in einem Hauptwerk, dem Melibokus, die Einsamkeit des deutschen Waldes aus selbständigem Erlebnis, mit liebevoller Versenkung in die Natur gemalt sehen, voll Schwung und Temperament, in einem dekorativen, mäßig stilisierenden Kolorismus mit graphischem Einschlag, das ist der echte Ubbelohde. Das berührt unsere Seele, das greift uns ans Herz. Und jeder Ausländer, Chinese oder Engländer oder Italiener oder Franzose, wird vor einem solchen Bilde sagen: Ja, das ist deutsch, was er vor sehr vielen Werken der Malerei, der Graphik und namentlich der Bildnerei in allen öffentlichen Sammlungen Deutschlands, zumal in der „Nationalgalerie" in Berlin, nicht sagen wird. Die wenig glücklich gehängte Gedächtnisausstellung in Cassel führte den Laien irre, weil die sehr wichtige Graphik zu sehr zurücktrat. Anderseits haben die zünftigen Gelehrten und die Sammler den Maler Ubbelohde oft unterschätzt. Die Übereinstimmung mit dem malerischen Stil seiner Graphik zeigt, daß das nicht etwa ein ihm eigentlich fremdes Gebiet war. Im Gegenteil erholte er sich als Maler gern von den vielen graphischen Aufträgen. Noch um einen Grad mehr ist er hier der geborene Landschafter, während ihm das Figürliche in größerem Maßstab weniger lag. Am liebsten und in den besten Bildern malte er die menschenfreie Einsamkeit der Natur, deutsch in der Betonung des charakteristischen Landschaftsbildnisses, in der Neigung zum kleinen Ausschnitt in Nahsicht, in der starken seelischen Stimmungskraft, in der Andacht eines Gottesdienstes vor der Natur. Daneben darf man seine ausgezeichneten, im engeren Sinne dekorativen Werke nicht übersehen (Wandmalerei im Hessen-Nassauer-Korpshaus in Marburg, Wandschirm im Breslauer Museum u. v. a.).

In seiner Graphik — die Begabung für beide Gattungen, Malerei und Graphik, ist auch deutsch — sind die Radierungen und die Buchillustrationen gleich bedeutend. An Ubbelohdes Radierungen besonders sieht man, wie die von wurzellosen Großstadtmenschen und vaterlandslosen Journalisten und Zünftlern verhöhnte Heimatkunst der Begabten durch Vertiefung und durch die Ruhe und Beschaulichkeit hohe Werte, einen großen Reichtum der künstlerischen Motive und der künstlerischen Mittel bei immer neuer Frische des Erlebnisses besitzt. Je einsamer, um so intimer sind diese Landschaften, den großen Holländern des 17. Jahrhunderts gleich. Immer geht der *romantische* Grundzug aller schöpferisch-ursprünglichen, wirklich deutschen Kunst durch. Und das persönliche Temperament liebt das Bewegte in Wolken, Bäumen und Wasser. Die besten Radierungen haben eine große malerische Kraft, und dieser malerische Stil auch seiner Graphik ist zugleich bezeichnend. Licht und Schatten, Massen und Flächen sind darin wesentlicher, als die rein graphische Linie. Auch unter den Exlibris, in denen eine mannigfach erfindungsreiche Phantasie sich betätigt, sind die landschaftlichen die besten. Unter den zahlreichen Buchillustrationen sind zunächst die von Ubbelohde geschmückten Bände des durch künstlerische und wissenschaftliche Qualität unter seinesgleichen hoch herausragenden Kalenders Hessen-Kunst (namentlich der erste Jahrgang 1906) und die Stadtführer (Marburg, Lübeck u. a.) hervorzuheben. Diese bedeuten einen neuen, in der Wendung vom bloß Mechanisch-Photographschen zum Künstlerischen bahnbrechenden Typus. Da sieht man nicht nur reine Landschaften, sondern auch Stadtlandschaften, Binnenräume und Sittenbilder[5]). Man hat wohl von einer intellektuellen Seite in Ubbelohdes Kunst, sogar von erblicher Belastung des Professorensohnes gesprochen. Mit Unrecht, denn von unkünstlerischer Gelehrtenhaftigkeit ist nichts darin, und der Mensch Ubbelohde war erst recht ganz frei davon. Wohl aber hat er sich als Mitbegründer und Vorstandsmitglied der Ortsgruppe Marburg des Bundes Heimatschutz, der dort angesichts vieler, schmählicher Verschandelungen besonders notwendig war, große Verdienste erworben. Das Wertvollste und Köstlichste unter seiner Buchillustration ist die dreibändige Riemannsche Jubiläumsausgabe der Grimmschen Märchen (3. Aufl. 1922 bei Elwert, Marburg). Von Hessen ist dieses unvergleichliche Volksbuch ausgegangen, 1812, auch in einer Zeit der Not und Schmach, und einem hessischen Künstler verdanken wir seine klassische Illustrierung (1907), ein Hauptwerk der gesamten, so reichen deutschen Buchillustration. Wie sind hier Dichtung und bildende Kunst aus einer Wurzel erwachsen! Man muß die größten Beispiele, etwa Kleists und Menzels Zerbrochenen Krug, zum Vergleiche heranziehen. Und Ubbelohde hat nicht nur die kindlich naive Art, die das Märchen fordert, nicht nur die deutsche Charakteristik und Phantastik, die Vertrautheit mit Wald und Tieren und eine große, immer lebendige Mannigfaltigkeit des Schwarzweißstiles, sondern alles steht fest auf der deutschen Erde und im deutschen Leben, die *Form*, der Stil ist ganz deutsch. Man muß die von Literaten und Lehrern, die nicht wissen, worauf es ankommt, so oft und so gefährlich überschätzten entsprechenden Werke von Schwind und von Richter mit ihrem undeutschen Akademismus in Körperauffassung, Bewegungs- und Kompositionsmotiven zum Vergleich heranziehen[6]), um die Überlegenheit Ubbelohdes und den vollen Wert dieses Werkes zu erkennen. Ubbelohde gehörte eben auch im Ganzen einer Periode des schöpferisch-nationalen Aufschwungs, einer Blüte der deutschen Kunst an. Dieses Buch sollte man der deutschen Arbeiterjugend in die Hand geben, die, durch die Schuld mancher gewissenloser Führer wie des Bürgertums, heute dem Deutschtum vielfach noch so traurig entfremdet ist. Denn auf dieser Jugend, darüber sollte man sich nicht täuschen, beruht vor allem Deutschlands Zukunft. In einer schönen, volkstümlichen Oper unseres Lortzing singt ein Zar ein Lied von den zweierlei Denkmälern. „Ein Denkmal im Herzen des Volkes" — Otto Ubbelohde, Du hast es Dir gesetzt.

Berlin-Steglitz *Franz Bock*

Verschiedenes

Kleine Mitteilungen. In diesem Quartal erscheinen unsre Nummern 16/17 am 26. April, 18/19 am 9. Mai, 20/21 am 24. Mai, 22/23 am 7. Juni, 24/26 am 28. Juni.

Das Stück von *Frank* über *Auferstehungsglauben* oben Sp. 228 sei unsre Antwort auf Allg. Ev. Luth. Kz. Sp. 204. Dazu sei verwiesen auf *Haering* „Noch einmal das Wie der Auferstehung Jesu" im 1. Heft der ZThK. d. J. (zur Verständigung mit Ihmels geschrieben).

Mit der Veröffentlichung von *Herrmanns* Glaubenslehre beginnen wir demnächst.

Die Herbsttagung des Bundes für Gegenwartchristentum und der Freunde der Christlichen Welt wird voraussichtlich in *Weimar* abgehalten werden. R

Wöchentliche Chronik

Die Marburger Fakultät, durch mancherlei Beziehungen mit den holländischen Kollegen in Leiden verbunden, hat die Fakultät *Leiden* zu einem Besuche in *Marburg* eingeladen. Die Einladung ist für 13. 14. Juli angenommen worden.

Die Parteien der Mitte haben sich auf einen Kompromißantrag in der *Schulfrage* geeinigt: Die Gemeinschaftsschule erteilt den Unterricht auf christlicher Grundlage ohne Rücksicht auf die Besonderheiten der einzelnen Konfessionen. Bei der Besetzung von Lehrerstellen soll auf das religiöse Bekenntnis der die Schule besuchenden Kinder Rücksicht genommen werden.

[4]) Vgl. z. B. in der Städtischen Galerie in Cassel Ubbelohdes „Melibokus" mit den drei so stark verwelschten Bantzers, besonders den schwachen „Schwälmer Bauern im Walde". Lehrreich ist auch der Vergleich dieses im Stil deutschen und hessischen Ubbelohde mit dem schwachen, nachgeahmt französischen Pennel, der nur rein stofflich eine „Hessische" Landschaft ist. Erfreulicher Weise ist auch Graphik ausgestellt, aber warum neben acht Radierungen von Thielmann *nichts* von Ubbelohde und *nichts* von Kätelhön? U. A. w. g.

[5]) Ein gutes, preiswertes Heft mit Nachbildungen der Radierungen gab der Marburger Verlag N. G. Elwert heraus, ebenso den Wandkalender Deutsches Märchenland, ein anderes Heft erschien bei Heider, dem bahnbrechenden Herausgeber des Kalenders Kunst und Leben. Noch im Todesjahr 1922 erschien ferner der Kochsche Roman Prinz Rosa Stramin, von Ubbelohde illustriert.

[6]) Vgl. etwa in dem leicht erreichbaren, in der Auswahl leider durchaus verfehlten „Hausbuch deutscher Kunst" von Engels (Stuttgart 1907) Schwind S. 35, 3, 41 und besonders 297, Richter S. 71, 149.

Im Reichstage hat der Reichsminister des Innern auf Anfragen des Zentrums wegen Gefährdung der Gewissensfreiheit in Sachsen und der Deutschnationalen wegen Gefährdung der religiösen Freiheit in Sachsen, Thüringen und Braunschweig geantwortet, daß eine reichsgesetzliche Regelung der Frage der gesetzlichen Feiertage bevorstehe, bis dahin die Landesgesetzgebung berechtigt sei, Feiertage einzusetzen oder abzuschaffen. Sachsen und Braunschweig halten an ihrem Standpunkt wegen des Bußtags fest (in Sachsen handelt es sich nur um den speziell sächsischen zweiten Landesbußtag im Frühjahr), Sachsen will aber in der Praxis entgegenkommen, Thüringen läßt am Reformationstage, der nicht mehr als gesetzlicher Feiertag anerkannt wird, keine Schule halten. Ein Reichsablösungsgesetz wird die Leistungen des Reiches den Religionsgesellschaften gegenüber regeln, die steigende Geldentwertung macht es wünschenswert, daß die Länder den Geistlichen und Beamten gegenüber ihre Leistungen bis auf weiteres aufrecht erhalten. Rb 70

Eine vom Prof. Bornhausen verfaßte Eingabe des Bundes für evangelische Glaubensfreiheit mit 2476 Unterschriften legt beim preußischen Kultusministerium Einspruch gegen die Einleitungsformel der Kirchenverfassung ein und verlangt vom Staate 1. Schutz gegenüber der vorliegenden Rechtsanmaßung, 2. rechtliche Bürgschaften für die Religionsfreiheit, 3. Ablehnung des Bekennnisvorspruchs als Zusammenfassung der im Religionsunterricht oder in den theologischen Fakultäten geltenden Grundsätze der evangelischen Kirche, 4. klare Begrenzung des Anspruchs auf staatliche Vollstreckung von Zwangsmaßnahmen gegen Lehrer und Pfarrer, die seitens der zur Zeit in der Landeskirche herrschenden Majorität etwa getroffen werden sollten, endlich 5. Schutz vor Gewalt gegen Kirchengemeinden.

Der Vorstand des Hamburger Gastwirtgewerbes hat den Beschluß gefaßt, seinen Mitgliedern zu empfehlen: „solange die Hamburger Kirchensynode aus ihren Beschlüssen nicht den Kampf gegen den Alkohol gestrichen hat, aus der Kirche auszutreten“. Rb 70

Der „Vorwärts“ urteilt, daß die Kirchenaustrittsbewegung der ersten Nachkriegsjahre „vielfach mehr Modesache als Überzeugung“ gewesen sei. RefKZ 10

Germania 56 fordert, daß die durch Troeltschs Tod freigewordene Professur mit einem Philosophen besetzt werde, „der von Haus aus praktisch im Katholizismus wurzelt, in systmatischer Hinsicht einen Theismus vertritt und sich als Kenner des mittelalterlichen Geisteslebens erwiesen hat. Ebenso notwendig erachten wir aber auch die baldige Vertretung der Geschichte durch einen Katholiken“.

Der vormalige erzbischöfliche Generalvikar in Hermannstadt Prinz Egon Karl von Hohenlohe ist zur evangelischen Kirche übergetreten.

Die Kattowitzer evangelische Kirche soll durch Verfügung der Staatsbehörden der großen evangelischen Gemeinde entzogen und dem polnischen Militär als Garnisonkirche zugewiesen werden.

England hat offizielle Schritte getan, um das Leben des wegen Nichtauslieferung der Kirchenschätze zum Tode verurteilten römisch-katholischen Erzbischofs Cieplak von Petersburg und von 14 anderen in Moskau gefangen gehaltenen Priestern zu retten. Von allen Völkern kommt Fürsprache.

Der Nationalrat der evangelischen Freikirchen in England hat auf Antrag von W. Dickinson eine Erklärung zu den Vorgängen im Ruhrgebiet beschlossen, in der ein Eingreifen des Völkerbundes gefordert und die christlichen Kirchen Amerikas aufgefordert werden, ihren Einfluß auf die amerikanische Regierung geltend zu machen, daß sie an der Wiederherstellung der Ordnung in Europa vollen Anteil nehmen. epd.

Der Papst hat den Nuntius Pacelli beauftragt, angesichts der einander widersprechenden Darstellungen objektivstes Material über das Verhalten der französischen und belgischen Besatzungstruppen zu sammeln und dem Vatikan zu übermitteln. FZ 216

Von Personen. Promoviert: Prof. Cornelius Gurlitt in Dresden zum D. von Halle. Guardini erhielt eine neugegründete Professur für katholische Weltanschauung in Breslau, verbunden mit Lehrauftrag für Berlin (in voriger Nummer ungenau berichtet). Die Nachricht, daß D. Franz Ehrle auf die ihm übertragene Kardinalswürde verzichtet habe (Sp. 198), muß auf einem Irrtum beruhen. Er ist Kardinal mit dem Titel S. Cesareo in Palatio. Er trägt das Zeichen seiner Würde. Richtig bleibt, daß er sich gegen die Ernennung gesträubt hat. — Gestorben: Dekan Gotthilf Herzog in Reutlingen. E St

Verantwortlich: D. Rade, Marburg a. L.

Als stark erweiterter
Sonderdruck aus der „Christlichen Welt“
erscheint demnächst in unserem Verlage:

HEINRICH HERMELINK

**Katholizismus
und
Protestantismus
in der Gegenwart**

vornehmlich in Deutschland

(Elgersburger Vortrag)

Der Preis wird betragen:
Grundzahl 2.—
(mal Schlüsselzahl des B.-V.)

Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G.
Stuttgart-Gotha

Unsere Bezieher
im Auslande

bitten wir von den in der Fußnote
dieses Blattes aufgeführten

**Vierteljahrs-
Bezugspreisen**

gefälligst Kenntnis nehmen und, soweit nicht schon geschehen, das Abonnement unter gleichzeitiger Einsendung des Betrages bei uns unmittelbar erneuern zu wollen, damit in der Lieferung der Zeitschrift keine Stockung eintritt.

Der Verlag

Unseren direkten Beziehern im In- und Auslande

können wir aus Ersparnisgründen keine Rechnungen mehr zusenden. Wir bitten deshalb diese Bezieher höflichst, das Bezugsgeld für den Monat April

bis 15. April

auf unser Postscheck-Konto Erfurt 2422 einzahlen zu wollen, andernfalls wir annehmen dürfen, daß Nachnahme zuzüglich der Nachnahmespesen erwünscht sei.

Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Mitarbeiter

welche die ihre Arbeit enthaltende Nummer der Christlichen Welt in Anzahl zum Autorenpreis oder an Stelle Honorars zu beziehen wünschen, werden gebeten, die gewünschte Anzahl vor Drucklegung der Nummer dem Verlage anzugeben, damit die Auflagenhöhe danach bemessen werden kann. Aus Ersparnisgründen wird die Auflage so knapp wie möglich gehalten, auch können unter den heutigen Verhältnissen Sonder-Drucke oder -Abzüge einzelner Arbeiten nicht gefertigt werden.

Der Verlag

An unsere Postbezieher!

Beim Ausbleiben einer Nummer der Christlichen Welt bitten wir, sich zunächst mit einer Reklamation **an das zuständige Postamt** und erst nach Erfolglosigkeit derselben an den Verlag zu wenden.

Friedrich Andreas Perthes A.-G.

Evangelisches Fröbelseminar Cassel
(Zweiganstalt des Evang. Diakonie-Vereins).
Anerkanntes Seminar zur Ausbildung von Kindergärtnerinnen, Hortnerinnen und Jugendleiterinnen.
Mit staatlicher Abschlußprüfung. Beginn der Kurse: Mitte April und Mitte Okt. j Jahres. Prospekt und Broschüre durch die Anstaltsleitung
Im Auftrag des Evang. Diakonie-Vereines: **F. Dierks**, Oberin.

Die Hilfe

Zeitschrift f. Politik, Literatur u. Kunst

Begründer: Friedrich Naumann.

Herausgeber Wilhelm Heile und Gertrud Bäumer.

In der Zersplitterung einseitiger Interessenrichtungen und parteipolitischer Strömungen sucht die „Hilfe" alle zukunftsgläubigen Deutschen zusammenzurufen, die an dem Bau eines neuen, auf nationale und soziale Grundlagen gestellten Volksstaates mithelfen wollen.

Probeheft kostenfrei.

Monatlicher Bezugspreis 100 M.

Verlag der „Hilfe", Berlin NW. 40.

Tuchschuhe

aus Militärtuch mit Ledersohle, Absatz und Kappe liefert in
Herrengröß. 40—46 Mk. 4500.—,
Damengröß. 36—42 Mk. 3900.—,
Mädchengröß. 30—35 Mk. 3300.—,
Kindergrößen 24—29 Mk. 3000.—.
mit Ledervorderkappe
M. 300.— mehr.

Schnallenstiefel

mit Ledervorderkappe
Herrengröße 40—46 Mk. 7600.—,
Damengröße 36—42 Mk. 6130.—,
Mädchengröße 30—35 Mk. 4800.—,
Kindergröße 24—29 Mk. 4500.—.
Bei Bestellung von 4 Paar ab erfolgt freie Zusendung.
Verpackung- und Nachnahmespesen gehen zu Ihren Lasten. Bei weiteren Lohn- u. Materialsteigerungen müßten die sich dadurch ergebenden Erhöhungen berechnet werden. — Für saubere Arbeit garantieren wir.

Süddeutsche Stoffschuhfabrik
G. m. b. H.
Lauffen a. Neckar F 10.

Suche sofort:

Siebeck, Lehrbuch der Religionsphilosophie, 1893.

Prof. **Gustav Krüger, Gießen.**

Zu kaufen gesucht:

Luthers Werke

Erlanger Ausgabe.

Gefl. Angebote an die Geschäftsstelle des Blattes.

Zu kaufen gesucht:

Uhlhorn: Gesch. Liebestätigkeit, Bd 3; **G. Rietschel:** Liturgik; Kommentar **Apokryphen** A. T. von **Volkmar, Trietzsche-Grimm** oder **Zöckler; Löhe:** Haus-, Schul- und Kirchenbuch; **Tholuck:** Geschichte des Rationalismus (einzelne Bände); **Hashagen:** Aus dem Leben ... und ähnliche theologische **Biographien.** Offerten: Pfr. **Heckel, Büsingen** (Baden).

Einfache zuverl. alleinstehende Person, nicht ohne etwas Einkommen, als **Hausverwalterin** in schöne Wohnung auf Il. Obstgut in Hessen sofort gesucht. (Auch kinderloses Ehepaar, Schwestern.) Freie Wohnung, Land, Stallung, Treibhaus, Post und Bahnstation. Ausf. Angeb. m. Empfehlungen, Lebenslauf an Dr. **Merkel, Witzenhausen.**

Zuverl. **Mitarbeiterin** aus guter Familie für Haus- u. Gartenarbeit u. Kleintierhaltung bei vollem Familienanschluß sofort gesucht.

Angebote mit Gehaltsansprüchen und Lebenslauf an

Dr. **Merkel, Witzenhausen.**

Zum 15. April oder später ein besseres, zuverlässiges

Mädchen

das bei mir die Küche und auch Hausarbeit übernimmt, gesucht. Besseres Zweitmädchen im Hause. Wasch-, Bügel- und Putzhilfe wird gehalten. Zeitgemäßer Lohn und Vergütungen. Empfehlung erwünscht.

Frau **Dr. Siebeck**
Tübingen, Staufenstr. 30.

Erf. zuverl. **Mamsell** oder **Köchin, Hausmädchen** und **Mädchen** vom Lande, welches melken kann, baldmöglichst für einfachen Landhaushalt gesucht.

Schweinsberg (Bez. Kassel)
Unterhof.

Schwestern-

ausbild mit Gehalt, Staatsexam., Anstellung in Krankenhaus u. Gemeinde bietet der **Hess. Diakonieverein** Rückp. Darmstadt, Wittmannstr. 22
Konsistorialrat **Noack.**

Anzeigen

in der „Christlichen Welt"

finden weitgehendste Beachtung in den besten geistig hochstehenden Kreisen und ihrer Frauenwelt!

Achtung!

100 Stck.	Schreibhefte	22 500.—	Mk.
100 „	Zeichenblocks, grau	15 000.—	„
1 Grs.	Schulfedern	3 000.—	„
1 Dtz.	Bleistifte, Faber	1 500.—	„

Auf Wunsch Preisliste.

J. Lissner, Papierwarenversandhaus
Breslau, Nikolaistr. 10.

Dr. 4ling Seife

Hersteller: J. Kron, München

Unerreicht in Duft und Güte!

Monatlich zwei Doppelnummern — Im Inland monatlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland, Oesterreich und Ungarn für den Monat April: Mark 600.—; im Ausland für das Vierteljahr April–Juni und zwar: Amerika Dollar 0.80; Dänemark Kr. 3.60; England Schilling 3,4/5; Finnland Marka 20.—; Frankreich mit Elsaß, Belgien und Luxemburg Frcs. 10.—; Holland Gulden 2.—; Japan Yen 1.60; Italien Lire 12.—; Jugoslawien Dinar 56.—; Norwegen Kr. 4.—; Rumänien Lei 100.—; Schweden Kr. 2.80; Tschechoslowakei Kr. 18.—; Schweiz Frcs. 4.—; Spanien Peseten 4.—; Porto nach dem jeweiligen Posttarif — Doppelnummer Mark 400.— Anzeigengebühr für kleine Anzeigen: die viergespaltene Millimeterzeile Grundzahl 0,10 mal der jeweiligen Schlüsselzahl des B.-B., für Familienanzeigen 50 Mark; größere Anzeigen nach Übereinkunft. — Postscheckkonto Erfurt 2422. — Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Stuttgart-Gotha
Auslieferungsort Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha